

Denkmal heute

Magazin für Denkmalpflege in Österreich
Ausgabe 2/2020

Martha Jungwirth

Ein Herbsttag im
Künstlerdorf



Grand Semmering: Florian Weitzer und sein Kurhaus

Das Korfu Service der Kaiserin Elisabeth

Das Recht, die Umwelt und der Denkmalschutz

Welterbe Salzburger Festspielstätten

Der Riese im Stephansdom

9 Euro



*Verschenken Sie ein Jahr
voller Kunst zu Weihnachten*



PARNASS Abo
+ alle Vorteile von
PARNASS ARTLIFE
+ exklusive Prämie
um nur € 68 statt € 78

*Aktion gültig bis 18.12.2020, Studentenpreis €39 statt €49

Editorial

Martin Böhm

Präsident der Österreichischen Gesellschaft
der Denkmalfreunde

The new normal ... In dieser Ausnahmezeit, in der wir weniger oder gar nicht reisen und weitgehend in unserer Heimat bleiben, schätzen wir deren Kulturlandschaft umso mehr. Jedes Denkmal unseres Landes erzählt Geschichten von Menschen, die sie geschaffen, dort gelebt oder gearbeitet haben. **Denkmal heute** präsentiert sich hiermit in der zweiten Ausgabe im neuen Design. Neuerlich kommen **Denkmal freunde** aus verschiedenen Richtungen zu Wort. Seit ihrer Gründung 1987 hat es sich die Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde zur Aufgabe gemacht, Kultur und Wirtschaft zu verbinden. Erfolgreich wurden zahlreiche österreichische Unternehmen animiert, sich für die Erhaltung von Kunst- und Bauwerken zu engagieren. Einem Firmenmitglied der ersten Stunde sei hier ein Porträt gewidmet. Für unsere Tour durch das Thema **Denkmal pflege** hat **Denkmal heute** unter anderem wieder „bedeutsame Belanglosigkeiten“ aufgespürt, die den Charakter Wiens prägen, und führt weiter durch das Denkmal-Land Österreich – etwa nach Salzburg. Dort bieten die Salzburger Festspiele mit ihrem 100-Jahr-Jubiläum ein glänzendes Beispiel für das immaterielle Kulturerbe. Denkmalschutz braucht visionäre und nachhaltige Partner! Das führt die Initiative.DENKmal.KULTUR vor Augen, die im September gemeinsam mit dem Präsidenten des Nationalrats zur Diskussion über „Nachhaltige Baukultur: Denkmalschutz ist Klimaschutz“ einlud. Denkmalschutz und Klimaschutz eint ein Ziel: die Erhaltung historischer Gebäude. Ein lebenszyklusorientierter Umgang mit historischen Objekten muss – auch im Sinne des Klimaschutzes – eine primäre Bauaufgabe für eine nachhaltige Zukunft sein!

Die Corona-Pandemie hat die Kommunikation auf den Kopf gestellt. Klar ist jedoch: Digitale Angebote können den direkten Kontakt nicht gänzlich ersetzen. Nutzen Sie diese herausfordernden Zeiten, um den vielen Denkmälern in unserem Land einen Besuch abzustatten! Hilfreiche Informationen dazu finden Sie auf der Website der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde!

Annette Ahrens

Chefredakteurin
Denkmal heute

Zahlreiche Zuschriften haben uns erreicht, in denen uns zu unserem neuen Auftritt gratuliert wurde. Vielen Dank dafür!

Mit großer Freude verbindet **Denkmal heute** die Agenden des Bundesdenkmalamtes und jene der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde – auch in den für uns alle so seltsam strukturierten Pandemie-Zeiten.

Im vorliegenden Heft entführen wir Sie nicht nur zu einem Bauernhaus, dessen Geschichte bis ins 15. Jahrhundert zurückreicht, sondern verführen Sie auch zu einer ungewöhnlichen Aufzugsfahrt ... und zum Besuch eines wunderlichen Kunstwerks der Konstruktion: Gsellmanns Weltmaschine. Apropos: Konstruktives Verständnis ist auch bei Kunstwerken gefragt, wenn diese zum „Pickerl“ müssen! Unsere jungen Leserinnen und Leser, aber auch Erwachsene lädt der pfeifige Denkmalhund Emil zum Rätsellösen ein.

Ihre weihnachtliche Tafeldekoration möge Inspiration bei einem heuer gelungenen Objektankauf der Schönbrunn Group finden – er ist ein Knaller! Das rund 600-teilige Korfu-Service der Kaiserin Sisi konnte dank rechtzeitiger Intervention des Bundesdenkmalamtes für die Öffentlichkeit gesichert werden.

Was wären Denkmale ohne die engagierten Menschen dahinter? Habsburgischer Vergangenheit spüren wir bei unserem tschechischen Nachbarn am Prager Hradschin nach. Wir widmen der „Chefin der Kartause“ ein Porträt – Astrid Huber leitet das Informations- und Weiterbildungszentrum des Bundesdenkmalamtes in Mauerbach. Malerin Martha Jungwirth lud uns in ihr privates „lehmgsatztes“ Refugium. Der Grazer Hotelier Florian Weitzer rüstet sich mit dem Ankauf des Kurhaus Semmering für die Sommerfrische der Zukunft. Und was hat Wotrubas Beethoven-Büste mit Wein zu tun?

Sie sehen: Denkmale können spannend sein! Sie haben Ideen, Anregungen, Neujahrswünsche oder konstruktive Kritik? Schreiben Sie uns doch unter: redaktion@bda.gv.at

Inhalt



Denkmal pflege

Serie

06 Denkmale des Monats

Das Ullmanngut, Burg Heinfels und die Jahnturnhalle Feldkirch.

Kunst und Naturwissenschaften

14 Wenn Kunstwerke zum Pickerl müssen

Monitoring an mittelalterlichen Glasmalereien – die Fürstenscheiben von St. Stephan unter dem 3-D-Mikroskop.

Technische Denkmale

18 Der eiserne Aufzug

Der älteste Aufzug Österreichs in der Burg Feistritz am Wechsel.

Bewegliche Denkmale

22 Der Ankauf des Korfu-Services aus dem Besitz Kaiserin Elisabeths

Geschichte, Bedeutung und Rettung des Habsburger-Services.

Archäologisch

26 Mitterberg – ein gewaltiges Unterfangen

Urgeschichtlicher Kupferbergbau um den Arthurstollen.

Denkmal menschen

Menschen im Denkmal

30 Ein Herbsttag im Künstlerdorf

Angelina Pötschner im Gespräch mit Martha Jungwirth und Petra Werkovits über den Denkmalschaffner Alfred Schmeller.

Hinter den Kulissen

36 Astrid Huber – die Frau in der Kartause

Die Frau im Bundesdenkmalamt, die Handwerkern, Architekten und Interessierten zeigt, wie traditionelles Handwerk funktioniert.

Grenzenlos

38 Gespräche mit unseren Nachbarn: Tschechien

Annette Ahrens spricht mit dem Kurator der Sammlungen auf der Prager Burg Hradshin, Dr. Jaroslav Sojka.

Wirtschaft

42 „Der Mensch braucht Wirtschaft und Kultur“

Paul Mahringer im Interview mit Georg Knill, dem Präsidenten der Industriellenvereinigung.

Recht

44 Das Recht, die Umwelt und der Denkmalschutz

Verena Madner, die Vizepräsidentin des Verfassungsgerichtshofes, spricht mit Christoph Bazil über die Möglichkeiten des Rechts und die Bedeutung von Governance.

Nachhaltigkeit

46 Hotelier Florian Weitzer und das Kurhaus Semmering – alles andere als Halbzeit

Die Vision eines denkmalaffinen Hoteliers über die Belebung des Kurhauses im Sommerfrischeort.

Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

50 Die Eisenstraße

Vom Arschleder und von der Ofensau, oder: Wie die Steirer zum Eisen kamen.

Denkmal kultur

Jubilar

56 Die Beethoven-Büste von Wotruba

Wotrubas denkmalgeschütztes Frühwerk und ein Döblinger Heuriger.

Bedeutsame Belanglosigkeit?

60 Kunstkäuze

Man muss keine Eulen mehr nach Wien tragen.

Fotoarchiv

62 denk mal GESTERN, Denkmal heute

Der Kirchenplatz in Horn – eine Entwicklung.

Welterbe

64 Salzburger Festspielstätten

Welterbe Festspiele und das herausfordernde 100. Jahr.

Alltagskultur

68 Möbel der Lüfte

Ein Luster ist keine Lampe, aber inwiefern ist er Denkmal?

Denkmal diskursiv

70 Jahrmärkte mit Geist

Gsellmanns Weltmaschine – bäuerliche Volkskunst der anderen Art.

Traditionelles Handwerk

72 Das Handgemahl der Steinmetze

Diskrete Signatur einer großen Meisterschaft.

Kirchliche Besonderheit

76 Der Riese im Stephansdom

Restaurieren, Improvisieren, Komponieren: Die große Orgel in St. Stephan.

Denkmal freunde

Unternehmen als Denkmalfreunde

78 Der Wiener Ringturm

Das markante Hochhaus in prominenter Lage.

Denkmalfreunde als Unterstützer

80 Die Denkmalfreunde unterstützen

Das „Pestkreuz“ in Maria Saal und das Mausoleum in Ehrenhausen.

Initiative.DENKmal.KULTUR

81 Denkmalschutz ist Klimaschutz

Eine Zusammenfassung der Veranstaltung im Parlament.



Denkmal standards

03 Editorial

82 Impressum und Vorschau

Denkmal pflege



Schnitzdetail des Balkons des Ullmannnguts,
Foto: Elisabeth Pohl

Die Abteilungen des Bundesdenkmalamtes stellen auf der Website im monatlichen Wechsel ein „Denkmal des Monats“ vor – das ist ein erfolgreich abgeschlossenes Projekt in der Baudenkmalpflege oder ein besonderes Denkmal. In der Reihe „Denkmale des Monats“ bittet nun auch Denkmal heute jeweils drei Baudenkmale vor den Vorhang. Diesmal präsentiert uns Johann Eder die Rettung des Ullmannnguts, und Michaela Frick und Walter Hauser beschreiben die Revitalisierung der größten Burganlage Tirols, Burg Heinfels. Wie die Jahnturnhalle in Feldkirch als Co-Working-Space genutzt wird, berichtet Barbara Keiler.



Cortenstahltrappe zur
Erschließung der
mittelalterlichen Kernburg
© Burg Heinfels,
Foto: Peter Leiter

Denkmale des Monats



Moderner Einbau in Stahl in der Jahnturnhalle Feldkirch
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Vor dem Verfall gerettet

Johann Eder

Das Ullmanngut in Bad Gastein

Bis ins 15. Jahrhundert reicht die Geschichte des Ullmanngutes in Bad Gastein zurück. Aufgrund seines Alters und seiner Authentizität stellt es eine Besonderheit in der regionalen Kulturlandschaft dar. Das Bauernhaus – ein zweigeschoßiger Streckhof in Blockbauweise mit zum Teil gemauertem Erdgeschoß und flachem Satteldach – liegt unmittelbar neben der Bundesstraße von Bad Gastein nach Böckstein. Es ist der Rest einer größeren Hofanlage, zu der laut Franciszäischem Kataster in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts noch ein großer Stall, der mit dem Bauernhaus über einen Zwischentrakt verbunden war, sowie eine Reihe kleinerer Nebengebäude gehörten. Historisch belegt ist das Gut schon Anfang des 15. Jahrhunderts als „Stuhlau“, später als „Minder-Stuhlau“; eine dendrochronologische Untersuchung der Holzblockwände ergab, dass das Holz für das heutige Gebäude im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts gefällt worden war. Das Gebäude befindet sich seit 1929 im Besitz der Gemeinde Bad Gastein. Bis in die 1980er-Jahre war es sogar noch bewohnt.

Der lange Atem einer regionalen Kulturinitiative

In den 1990er-Jahren nahm sich der regionale „Kulturverein Ladislaus“ des Gebäudes an. Als erste Sicherungsmaßnahmen wurden damals bereits Fundament und Holzschindeldeckung saniert. Lange Zeit fehlte aber ein Nutzungskonzept für das Gebäude: Die geringen Raumhöhen und die steilen Treppen schränkten die Möglichkeiten deutlich ein, dazu kamen der schlechte bauliche Zustand und die fehlende Infrastruktur, die eine Sanierung zur finanziellen Herausforderung machten.

Nach langen Vorarbeiten – unter anderem war das Bauernhaus 2014 Gegenstand einer an der Polytechnischen Universität Turin eingereichten Masterarbeit – wurde schließlich 2016 mit schrittweisen Instandsetzungsarbeiten durch den Kulturverein begonnen. Eine regionale Zimmerei ertüchtigte Holzblock wie Dachstuhl und machte Stiege und Geschoßdecken wieder benutzbar. Das Gebäude wurde gründlich entrümpelt und im eigentlichen Sinn des Wortes „ausgemistet“, hatte doch die letzte Bewohnerin Teile des Hauses auch als Kleinviehstall genutzt.

Nach der Reinigung des Holzblocks, der Verlegung eines neuen Holzbodens und der Neuverglasung der alten Fenster zeigte sich an der als Erstes instandgesetzten Stube schon bald, welchen Charme das Haus besitzt. Die schrittweise und mit viel Eigeninitiative vorgenommene Wiederherstellung weiterer Räume hat seither zunehmend mehr Möglichkeiten für die Nutzung des Hauses eröffnet: Die Rauchkuchl wurde wieder in Betrieb genommen, ein großer Raum im Obergeschoß so weit hergerichtet, dass er auch für Lesungen dienen kann, kleine Ausstellungsräume sind entstanden, ein erster „Hoagascht“ – ein geselliges Nachbarschaftstreffen mit Musikanten – fand im Oktober 2019 im Ullmanngut statt.

Getäfelte Stube aus dem 18. Jahrhundert

Zu einem besonders bemerkenswerten Erfolg wurde die Sanierung einer getäfelten Stube im Obergeschoß. Der Raum war mit dicken Schichten aus Zeitungspapier zugekleistert und anschließend mehrmals mit Kalkanstrichen getüncht worden. Darunter hatten sich aber die Wandpaneele und Kassettendecken-Felder einer historischen Raumausstattung weitgehend erhalten. Die dendrochronologische Untersuchung ergab hinsichtlich dieser Vertäfelungen ein Holzfälldatum in den 1780er-Jahren. Nach Stabilisierung des Holzblocks auch in diesem Gebäudeteil konnten die alte Tür und die historischen Fenster – aus unterschiedlichen Bauphasen

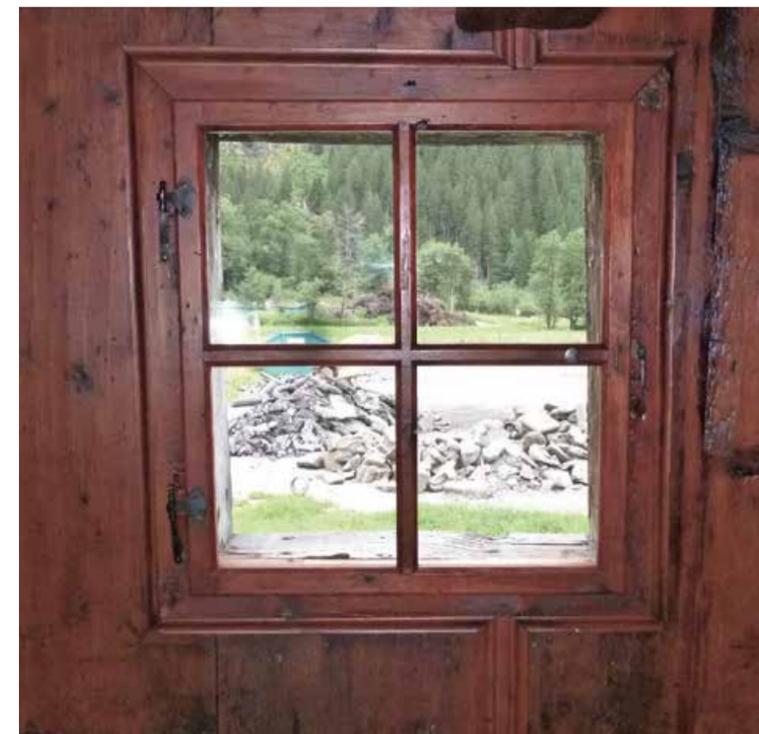


Einblick in die restaurierte Stube des Ullmanngutes © BDA

und in verschiedenen Formaten – wieder versetzt werden. Der bemerkenswerte kleine Raum vermittelt ein Gefühl dafür, wie sich auch in vermeintlich heruntergekommenen und ärmlichen alten Häusern der Komfort und das – durchaus anspruchsvolle – Wohngefühl einer früheren Zeit wieder freilegen lassen.

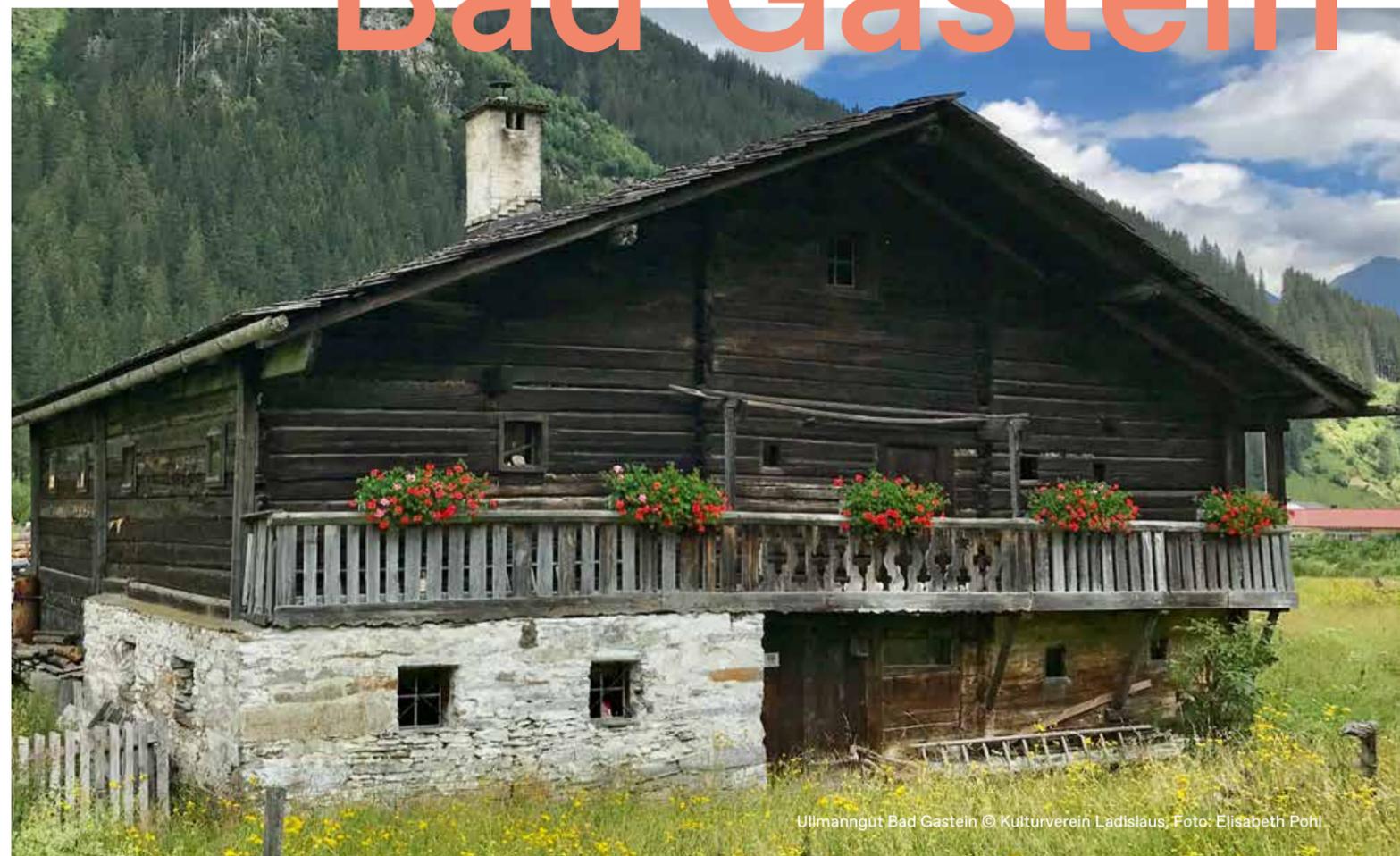
Die Erhaltung und die Sanierung historischer Bauernhäuser stellen eine große Herausforderung dar: Häufig sind die Räume niedrig und schlecht belichtet, Beheizung und sonstiger Wohnkomfort sind gering. Oft ist eine neue Nutzung mit aufwendigen Veränderungen und mit vielen Kompromissen bzw. Verlusten für die Denkmalpflege verbunden. Dass sich in Bad Gastein ein privater Kulturverein des Ullmanngutes angenommen hat, ist ein seltener Glücksfall, durch den sich dem Gasteiner Tal ein ganz besonderes Denkmal in authentischer Weise erhalten hat.

Dr. Johann Eder ist Mitarbeiter der Abteilung für Salzburg im Bundesdenkmalamt.



Ausblick aus der vertäfelten Stube des Ullmanngutes © Wolfgang Brandauer

Bad Gastein



Ullmanngut Bad Gastein © Kulturverein Ladislaus, Foto: Elisabeth Pohl



Die Kapelle nach der Restaurierung, 2020 © Heinfels, Foto: Peter Leiter

Heinfels

Denkmale des Monats

Ruine und Bauwerk

Michaela Frick, Walter Hauser

Burg Heinfels

Die mächtige Anlage von Burg Heinfels, größte Burganlage Osttirols und des Pustertales, wurde in verkehrs- und handelsstrategisch günstiger Lage errichtet, was sie als Verwaltungssitz der Welsperger und Görzer Ministerialen prädestinierte. Ihr Name leitet sich von „Otto Welf de Hunenvelse“ ab, der 1239 erstmals genannt wurde. Der letzte große Ausbau erfolgte im ausgehenden 16. Jahrhundert unter der Pfandherrschaft der Brixner Fürstbischöfe, im 18. Jahrhundert begann der Niedergang. Nach drei Jahrhunderten Bedeutungsverlust und 100 Jahren Verfall wurde die Burg zwischen 2016 und 2020 restauriert und revitalisiert. Die wissenschaftliche Erforschung der Burganlage sowie ihre nachhaltige Bewahrung und Nutzbarmachung waren das Bestreben des Museumsvereins Burg Heinfels gemeinsam mit der Eigentümerin A. Locker Tourismus GesmbH., dem Bundesdenkmalamt und dem Land Tirol.

Restaurierung

Die Frage der Restaurierung einer Burg, die zur Ruine geworden ist, beschäftigt die Denkmalpflege im Spannungsfeld zwischen Wiederaufbau und Ruinenkonservierung seit dem 19. Jahrhundert. Im Falle von Burg Heinfels nährte die noch in unmittelbarer Erinnerung liegende Zerstörung ihrer mittelalterlichen Teile im 20. Jahrhundert bis in die 1990er-Jahre den Wunsch nach einer Rekonstruktion – nicht zuletzt, um die Reste der Burgkapelle und der baulich angeschlossenen erhaltenen Teile zu bewahren. Ab 2010 mehrten sich allmählich die Überlegungen, den Verfall der Burg in den Mittelpunkt der Erzählung zu stellen und eine Restaurierung zwischen den Antipoden „Bauwerk : Ruine“, und „Alt : Neu“ zu versuchen.

Voraussetzung für die baulichen Eingriffe war eine genaue Kenntnis der Geschichte und des Zustandes von Burg und Ausstattung. Diese Informationen lieferten bauhistorische und archäologische Untersuchungen. Das auf dieser Grundlage erarbeitete Konzept, das einen weitläufigen Museumsteil und einen kleineren Gastronomie- und Beherbergungsbetrieb vorsieht, soll den baulichen Bestand der Burganlage langfristig absichern.



Gesamtansicht Burg Heinfels, 2020 © Heinfels, Foto: Peter Leiter

Im restauratorischen Fokus stand die Konservierung der Ruinentile. Die Einbauten im musealen Rundgang durch Palas, Bergfried und Kapelle erfolgten mittels Cortenstahl; sie führen durch die Ruine hinauf zu einer Terrasse, die als Dach der Kapelle den Blick in die umgebende Kulturlandschaft freigibt.

Für sämtliche Interventionen galt die Devise, alle in der Burg gelagerten, im Versturz aufgefundenen Baumaterialien (Steine, Werksteine, Balken, Bretter, Fenster, Türen etc.) wiederzuverwenden. Wo Eingriffe zur Erfüllung neuer Aufgaben notwendig waren, erfolgten diese in der Regel durch schlichte Einbauten in Stahl, Eisen, Holz oder Glas, im Einzelfall – etwa jenem der mittelalterlichen Zisterne – ambivalent durch historische Rekonstruktionen.

Besonderes Augenmerk lag auf der Restaurierung der Kapelle mit ihren Wandmalereien und ihrem ruinenhaften Zustand. Hier konzentrieren sich Konservierung, Restaurierung, Rekonstruktion und Neuinterpretation in einem Raum. Die neu geschaffene Kapellendecke mit den in Wellenform geschnittenen Leimbändern vermittelt bewusst zwischen den ehemals historischen Deckenformen, der romanischen Balkendecke und der gotischen Einwölbung.

Ein besonderes Ziel für Kleingruppen ist der Bergfried, der im Zuge der Restaurierung eine zweihüftige Scherentreppe aus Stahl erhielt. Die bewusst von der Rekonstruktion von 1992 verbliebenen Deckenteile, Leitern wie auch der neu rekonstruierte Wurferker erinnern an die ursprüngliche Funktion und Ausstattung.

Der Osttrakt der Burganlage wurde als Museum adaptiert und durch ein neues Besucherzentrum erweitert. Die Funktion des alten Küchenturmes in der Nordostecke des Hofes übernimmt künftig der neue Küchenturm außerhalb der Burgmauern, der in gewaschenem Beton der Burg zugewachsen ist. Er birgt die gesamte technische Infrastruktur und ein barrierefreies Angebot.

Die Kapelle vor der Restaurierung, 1982 © BDA, Foto: Abteilung für Tirol



Dr. Michaela Frick ist Mitarbeiterin in der Abteilung Tirol im Bundesdenkmalamt.

DI Walter Hauser ist Leiter der Abteilung Tirol im Bundesdenkmalamt.



Jahnturnhalle nach der Sanierung 2020 © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Denkmale des Monats

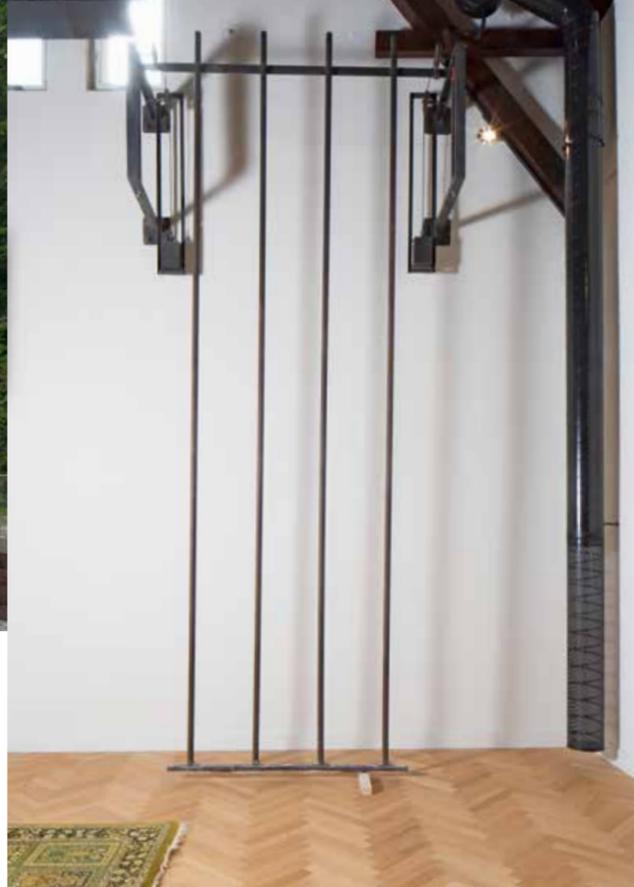
Vom historischen Turnsaal zum Co-Working-Space

Barbara Keiler

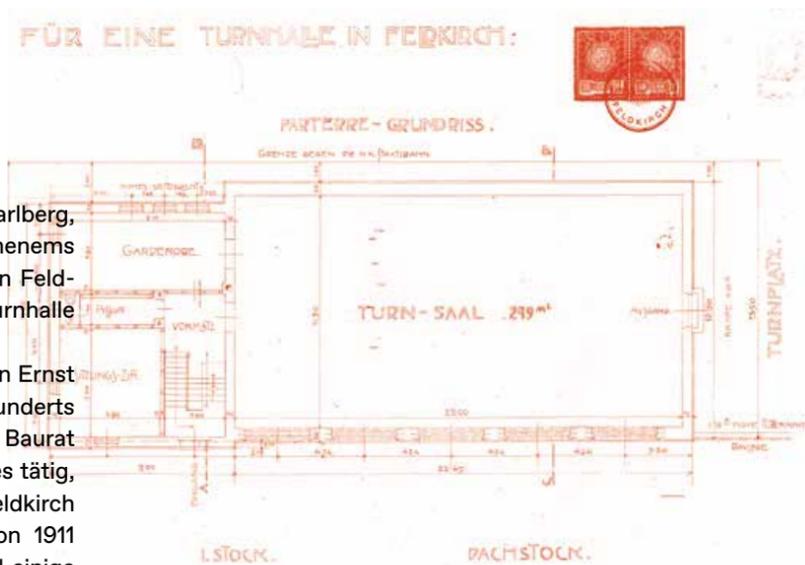
Jahnturnhalle Feldkirch

Die Umnutzung einer Turnhalle ist kein Novum in Vorarlberg, gastiert doch das Klassikfestival Schubertiade in Hohenems seit 2005 ebenfalls in einer ehemaligen Sportstätte. In Feldkirch dauerte es etwas länger, bis die sogenannte Jahnturnhalle nun wieder ihre Pforten öffnet.

Das Jugendstiljuwel wurde 1903/04 nach Plänen von Ernst Ditttrich (1868–1948) erbaut, dem Anfang des 20. Jahrhunderts bedeutendsten in Feldkirch tätigen Architekten. Als Baurat im Department für Hochbau im Ministerium für Inneres tätig, wurde er 1901 für den Bau des Landesgerichts nach Feldkirch geholt. Daneben entwarf er die Finanzlandesdirektion 1911 sowie die imposanten Stadthäuser am Churer Tor und einige Villen am Stadtrand. Der Name der Turnhalle und des Platzes, an dem sie steht, ist wie vielerorts von „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn (1778–1852) abgeleitet, der den Leitsatz „frisch, fromm, fröhlich, frei“ prägte. Auf sein Gedankengut bezogen sich später deutschnationale, rassistische und antisemitische Kreise. Das „Turnerkreuz“, das Jahns Parole mit den vier „F“ aufgreift, findet sich noch heute in einem Wappen im Giebelfeld neben dem Feldkircher und dem Montforter Wappen.



Die alten Turngeräte bleiben in der Halle. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Originalplan aus dem Jahr 1903 © Archiv Feldkirch

Der imposante Bau zeigt die Wertigkeit der körperlichen Ertüchtigung in der Gesellschaft und gliedert sich im Wesentlichen in zwei Gebäudeteile: Im hinteren, hohen Teil befanden sich das Stiegenhaus, ein Sitzungszimmer, die Umkleiden und die Hausmeisterwohnung. Im vorderen Teil war die eingeschößige Turnhalle situiert, in der bis 2008 noch geturnt wurde. Während der Dachstuhl über der Halle als Pfettendachstuhl mit Sprengwerk und Zugstangen konstruiert ist, wird der „Wohnteil“ von einem abgewalmten Pfettendach und einem Türmchen abgeschlossen.

Den südlichen Eingang zur Halle betont ein hölzerner Portikus, der fast archaisch anmutet. Dessen Stützpfiler ragen über das Pultdach hinaus und sind mit Wappen verziert. Auf der schlichten Holztür mit getreppter Steinrahmung sind die Baudaten vermerkt: „AVGUST-1903-JVNI-1904“. An den Fassaden wechseln raue und glatte Putzflächen sowie lagige Steinverkleidungen ab. Die Halle ist charakteristisches Beispiel für die Vorarlberger Baukultur dieser Zeit, in der sich Heimattilelemente (Turm, Fachwerk, Natursteinmauerwerk) mit Jugendstilelementen wie Sgraffito und Inschriften verbanden. Erfreulicherweise haben sich im Archiv der Stadt Feldkirch die originalen Baupläne erhalten, die nun für die Rekonstruktion der Hallenfenster als Grundlage dienen. Eben jene Fenster sowie die Sanitäranlagen und Turngeräte der 1970er-Jahre gehörten zu den wenigen Veränderungen, die im vergangenen Jahrhundert vorgenommen wurden.

Nachdem 2015 der Verkauf der Liegenschaft erfolgte, war die Verbauung des angrenzenden Jahnplatzes mit Wohn- und Geschäftshäusern beschlossene Sache. Die Projektentwickler der PRISMA Unternehmensgruppe suchten nach einer neuen Nutzung für die inzwischen leer stehende Turnhalle, die „in das Gesamtprojekt eingebunden werden und als identitätsstiftendes Element in der Quartiersentwicklung eine besondere inhaltliche und gestalterische Stellung einnehmen sollte“.

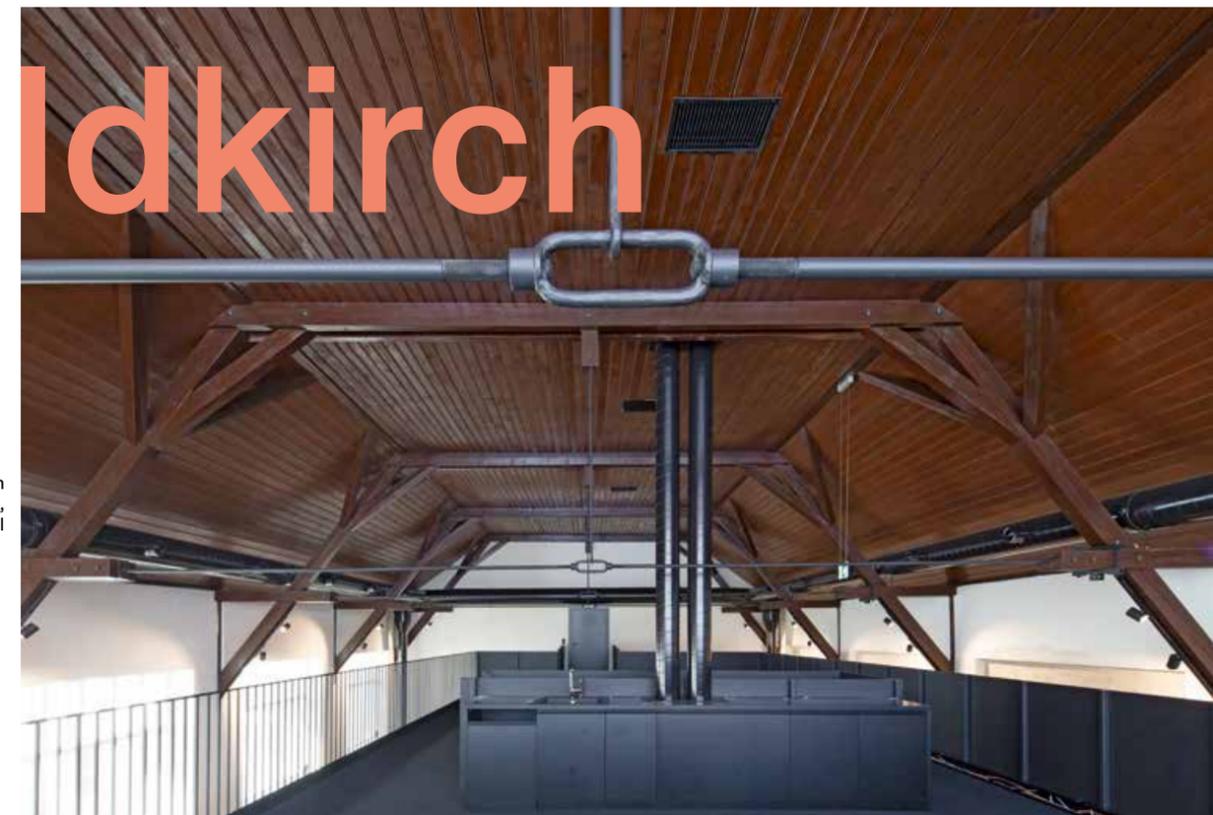
Als Stolpersteine auf dem Weg erwiesen sich 2017 Probleme bei den Gründungsarbeiten an den Nachbargebäuden, die Risse an den Fassaden hinterließen; diese mussten aufwendig saniert werden, bevor es an die eigentliche Revitalisierung ging.

Für die Nutzung war anfangs ein Geschäft für Home-Accessoires im Gespräch, nun wird ein Mischnutzkonzept zwischen Café & Bar, Events, Concept Store und Co-Working-Space verwirklicht; dieses soll Networking in der Office-Community mit Veranstaltungen, Vorträgen und After-Work-Partys bieten. In „einer kreativen, inspirierenden Atmosphäre soll es eine Plattform zum Austausch mit anderen kreativen Köpfen in einer produktivitätsfördernden Umgebung sein“, wünschen sich die neuen Betreiber.

Das Architekturbüro Wolfgang Ritsch stellte sich dieser Aufgabe und versuchte, so viel wie möglich zu erhalten. Die neuen Teile präsentieren sich in dunkel gefärbtem Stahl. Am augenscheinlichsten ist eine schwarze Plattform, die als zusätzliche Ebene in der großen Halle dient und sowohl über eine Treppe als auch über eine Brücke erreichbar ist. Auch der Lift und die neuen Türen zeigen sich im gleichen Design. Hallendecke, Kastenfenster, Fassaden, Treppenhaus und ehemalige Hausmeisterräume samt Türen wurden schonend konserviert. Wie vor über 100 Jahren waren engagierte Architekten und Handwerker tätig, um den Jugendstilbau in seinen neuen „Lebensabschnitt“ zu begleiten. Wo früher gemeinsam geturnt wurde, motivieren und inspirieren einander nun Freiberufler, Kreative und Start-Ups. Kurz gesagt: von Kunststücken am Reck zur Hirnakrobatik der Gegenwart!

DIⁿ Mag.^a Barbara Keiler ist Leiterin der Abteilung Vorarlberg im Bundesdenkmalamt.

Feldkirch



Die neue Raumebene im Obergeschoß © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Die Dokumentation des aktuellen Zustands erfolgt mittels 3-D-Digitalmikroskopie.
© BDA, Foto: Irene Hofer

Wenn Kunstwerke zum „Pickerl“ müssen

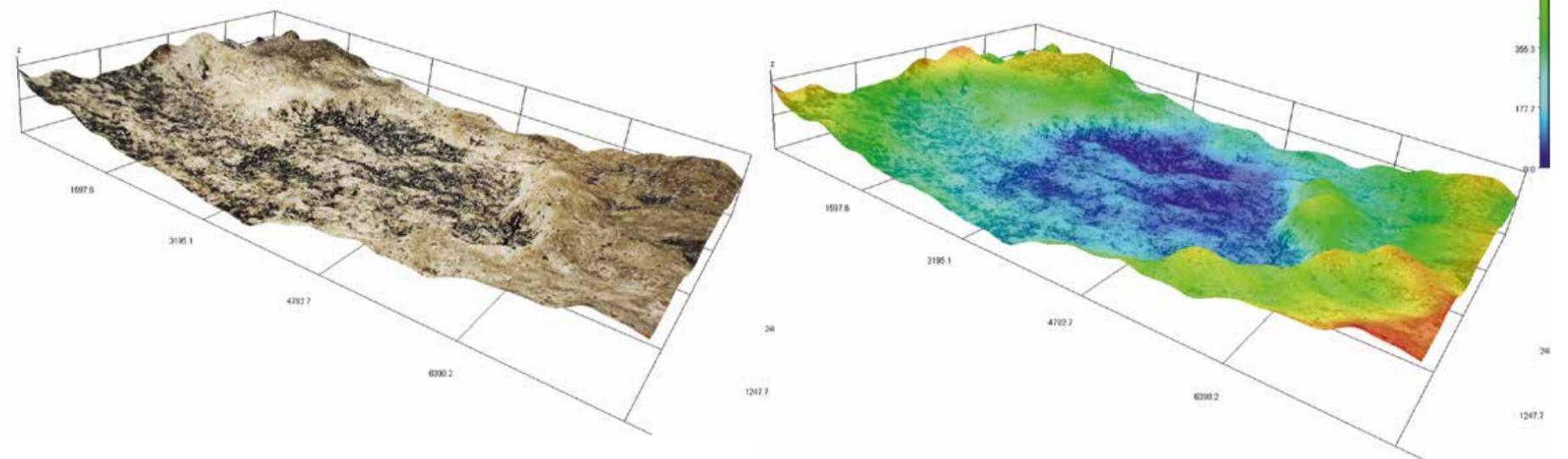
Robert Linke

Das Thema „Monitoring“ nimmt in der praktischen Denkmalpflege zunehmend einen besonderen Stellenwert ein und gehört zu den Kernkompetenzen der Abteilung für Konservierung und Restaurierung des Bundesdenkmalamtes. Ein aktuelles laufendes Projekt stellt die sogenannten Herzogs- oder Fürstenscheiben in den Fokus.

Beim Monitoring werden Objekte kontinuierlich „begleitet“, das heißt ihr Erhaltungszustand sowie die klimatischen Bedingungen werden erhoben und gegebenenfalls Maßnahmen gesetzt. Der große Vorteil besteht darin, Gefährdungen oder Schäden so frühzeitig erkennen und dadurch entsprechende Maßnahmen zu ihrer Vermeidung setzen zu können.

Das Spektrum der einem Monitoring unterzogenen Material- und Kunstgattungen reicht derzeit von der mittelalterlichen Wandmalerei über Natursteinskulpturen bis hin zur gefassten Holzsulptur im Außenbereich und soll nun auch auf mittelalterliche Glasmalerei ausgeweitet werden. Die Schäden sind auf unterschiedliche Umwelteinflüsse wie Feuchtigkeit, Salzbelastungen, Bewitterung, aber auch auf ungeeignete Pflegemaßnahmen oder Vandalismus zurückzuführen. Dementsprechend groß ist die Bandbreite der unterschiedlichen Schadensbilder. Sehr häufig kommen beim Monitoring neben der fotografischen Dokumentation auch naturwissenschaftliche Analysemethoden zum

3-D-Digitalmikroskop



Die Aufnahmen im Mikroskop zeigen schädliche Gipsablagerungen und dokumentieren den aktuellen Zustand.
© BDA, Foto: Robert Linke

Einsatz. Da chemische und physikalische Veränderungen wie beispielsweise das Aufwachsen von Korrosionsbelägen oder das Abplatzen von Schollen jedoch überwiegend an den Oberflächen, also in der dritten Dimension erfolgen, ist vor allem die topografische Erfassung der Oberfläche ein wichtiger Parameter.

Die digitale Technik bietet heute ein breites Spektrum an Technologien, die sich für den Erhalt, die Erforschung und die Vermittlung unseres kulturellen Erbes nutzen lassen. Eine zunehmend im Bereich „Heritage Science“ eingesetzte Dokumentationstechnik ist die sogenannte 3-D-Digitalmikroskopie. Dabei erfasst eine hochauflösende Digitalkamera einen definierten Oberflächenbereich und errechnet eine topografische Ansicht im Mikrometermaßstab. Neben der Dokumentation der unterschiedlichen Korrosionserscheinungen an der Oberfläche bietet diese Technik auch die Möglichkeit, Schadensverläufe wie Risse, Abplatzungen oder das Aufwachsen von Korrosionsprodukten in 3-D darzustellen.

Neben der Wandmalerei gilt auch die Glasmalerei als wichtiger und traditioneller Forschungsschwerpunkt im Bundesdenkmalamt. Die fragile Materialität in Verbindung mit bauphysikalischen bzw. klimatechnischen Vorgaben macht

die Glasmalerei zu einer der am meisten gefährdeten Kunstgattungen in Österreich. Und doch sind in Österreich über 3 500 Glasgemälde, die vom 12. bis in das frühe 16. Jahrhundert datieren, als kostbare Reste monumentaler Bildkunst erhalten geblieben.

Die Fürstenscheiben von St. Stephan

Die sogenannten Herzogs- oder Fürstenscheiben zählen zu den historisch bedeutendsten Glasmalereien in Österreich. Ihre Entstehungszeit wird zwischen 1370 und 1395 angenommen. Ursprünglich befanden sich die Glasfenster in der sogenannten Bartholomäuskapelle im Wiener Stephansdom, die im Mittelalter als Reliquienschatzkammer der neu an die Macht gekommenen Habsburgerfürsten gedient haben soll. Die insgesamt fünf Fenster zeigen in jeweils neun einzelnen Scheiben neben Darstellungen des heiligen Stephan und anderer Heiliger auch die regierenden Fürsten des Hauses Habsburg, beginnend mit Rudolf I. Dass von ursprünglich 45 Scheiben heute immerhin noch 34 Exemplare erhalten sind, ist vermutlich dem glücklichen Umstand zu verdanken, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Scheiben

an das k. k. österreichische Museum für Kunst und Industrie (heute MAK) und das Historische Museum der Stadt Wien (heute Wien Museum) verkauft bzw. als Leihgabe übergeben worden sind. Dadurch waren die Scheiben vom Brand des Stephansdoms 1945 nicht betroffen und haben den Zweiten Weltkrieg sowie die Umwelteinwirkungen des 19. und 20. Jahrhunderts relativ unbeschadet überstanden.

In einem für 2021 geplanten Projekt soll der überwiegende Teil der Glasfenster nach 130 Jahren erstmals wieder vom Wien Museum an den ursprünglichen Aufstellungsort im Stephansdom übersiedelt werden. Dieses Unterfangen, das in Zusammenarbeit mit der Dombauhütte von St. Stephan, dem Wien Museum, dem Museum für angewandte Kunst, der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und dem Bundesdenkmalamt durchgeführt sowie von Expertinnen und Experten aus dem In- und Ausland fachlich begleitet wird, stellt einen bedeutenden Schritt für die österreichische Denkmalpflege dar. Um den unveränderten Erhalt der mittelalterlichen Glasscheiben auch in Zukunft zu gewährleisten, wurden neben der Entwicklung eines entsprechenden Präsentationskonzepts und einer speziellen Schutzverglasung bereits im Vorfeld umfangreiche Klimamessungen durchgeführt, die den „neuen alten“ Aufstellungsort – die Bartholomäuskapelle im Wiener Stephansdom – als geeignet ausweisen.

Derzeit werden die Glasscheiben in der Abteilung für Konservierung und Restaurierung des Bundesdenkmalamtes eingehend untersucht, dokumentiert und konservatorisch versorgt. Interventionen betreffen primär die Abnahme von Staub-, Gips- und Sinterkrusten sowie die Festigung der besonders sensiblen Schwarzlotmalerei. Die Arbeiten werden vom Naturwissenschaftlichen Labor des Bundesdenkmalamtes fachlich begleitet. Die Untersuchungen umfassen die chemische Charakterisierung der derzeit vorhandenen Schäden, um daraus Prognosen für das zukünftige Verhalten der Glasoberflächen abzuleiten. In einem speziellen Monitoring-Projekt werden die Scheiben auch in Zukunft genau beobachtet. Dadurch sollen alle Risiken einer nachteiligen Veränderung frühzeitig erkannt und diese verhindert werden. Neben der Sicherung des Erhalts hilft eine kontinuierliche Obsorge, aufwendige und kostspielige Restaurierungen zu vermeiden und bietet dadurch auch einen wirtschaftlichen Vorteil. Mit einem speziellen 3-D-Digitalmikroskop wird derzeit der aktuelle Zustand der Glasscheiben an ausgewählten Referenzflächen bis in den Mikrometerbereich erfasst. Insbesondere stehen bereits geschädigte Bereiche oder die besonders empfindliche Schwarzlotmalerei im Fokus dieser Beobachtungen.

Dr. Robert Linke ist Leiter des Naturwissenschaftlichen Labors im Bundesdenkmalamt.

Die Fürstenscheiben aus dem 14. Jahrhundert zählen zu den Zimelien mittelalterlicher Glasmalereikunst in Österreich.
© BDA, Foto: Petra Laubenstein



Restauratorin Mag. Angela Vorhofer bei der Inspektion der Scheiben
© BDA, Foto: Irene Hofer





Technische Denkmale

Der eiserne Aufzug

Gerd Pichler

Endzustand nach Restaurierung
© Elisabeth Krebs, Wien

In der Burg Feistritz am Wechsel findet sich ein einzigartiges Denkmal mit kurioser Entstehungsgeschichte: Um 1820 errichtet, handelt es sich bei dem Aufzug um die älteste erhaltene Zugmaschine mit Aufzugskorb in Österreich. Damit wurden dereinst die Gäste des Schlossherrn, der sich ganz der Ritterromantik verschrieben hatte, in ein dunkles Verlies hinabgelassen. Nach Abschluss der Restaurierungsarbeiten ist der Aufzug vor dem drohenden Absturz gerettet.



Garten Schloss Feistritz © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Mit dem Erwerb der Herrschaft Feistritz am Wechsel durch den Großindustriellen Joseph Dietrich Freiherr von Dietrichsberg 1815 begann eine neue Ära für die ins Hochmittelalter zurückreichende Burganlage. Ganz dem Zeitgeschmack entsprechend, ließ der neue Burgherr eine weitläufige Gartenanlage im Sinne eines romantischen Landschaftsparks um die Burg anlegen. Eingebettet in die Voralpenlandschaft enthielt sie viele Elemente, die damals in einem Garten nicht fehlen durften: Wasserkünste mit Teichen und Fontänen, Pavillons mit Grotten, steinerne Denkmale, Alleen und Ruheplätze, die zum Reflektieren der Geschichte und des Laufs der Zeit anregen sollten. Auch eine Falknerei sowie eine großzügige Reithalle fehlten nicht. Im unmittelbaren Schlossumfeld legte man geometrische Terrassengärten mit barocken Gartenskulpturen an, die der Überlieferung nach aus Frankreich stammen sollen. Da der Burgherr sein Vermögen insbesondere als Spediteur in den Franzosenkriegen erworben hatte, dürften bei der Errichtung des Gartens weder logistische noch finanzielle Einschränkungen bestanden haben. Dietrich zählte zu den vermögendsten Bürgern seiner Zeit in Wien, förderte als Mäzen Wissenschaft wie Kunst und war auch durch sein soziales Engagement beliebt und bekannt.



Zugmaschine mit Aufzugskorb nach Restaurierung
© Elisabeth Krebs, Wien

noch daraus ersehen, dass das Germanische Nationalmuseum 1889 von Dietrichs Erben Objekte um 120 000 Gulden für Nürnberg erwarb und dennoch so viel in Feistritz verblieb, dass 1923 die restlichen Teile in über 300 Positionen im Wiener Dorotheum versteigert werden konnten. Bevor er sie auf Burg Feistritz ausstellte, soll Dietrich seine Waffensammlung übrigens Kaiser Franz I. für Laxenburg angeboten haben, was Letzterer aber ablehnte. Ähnlich wie in der Laxenburger Franzensburg ließ Joseph Dietrich diverse museale Objekte wandfest in die Innenräume der Burg Feistritz integrieren und bereicherte so die Burg mit mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Gemälden, Skulpturen und Glasmalereien.

Ritterromantik

Dietrichs Huldigung des Mittelalters und der ritterlichen Tugenden hatte einen persönlichen Bezug zu den Interessen und zum sozialen Umfeld des Burgherrn. Unter dem Namen „Kurt der Feistritzer“ war Dietrich als „Ritter“ Mitglied der „Wildensteiner Ritterschaft zur blauen Erde“, die auf der benachbarten Burg Seebenstein ihren Sitz hatte. Erzherzog Johann, dem damals die ebenfalls in der Nachbarschaft von Feistritz gelegene Burg Thernberg gehörte, war als „Hans von Österreich, der Thernberger“ Hoch- und Großmeister dieses 1790 gegründeten Ritterbundes.

Als frühem Beispiel der aufkommenden Ritterromantik in Österreich ist dieser Vereinigung einige Bedeutung hinsichtlich der Erforschung und Erhaltung des mittelalterlichen Erbes beizumessen. Die Mitglieder – unter ihnen Vertreter des europäischen Hochadels ebenso wie Militärs, Universitätsprofessoren und Künstler – veranstalteten Ritterspiele mit Turnieren und trafen sich in mittelalterlicher Kostümierung. Sogar in der Sprache versuchte man, sich dem Mittelalter anzunähern. Derartige Aktivitäten, die selbst manchem Zeitgenossen als lächerlich erschienen, entgingen im Vormärz nicht der Aufmerksamkeit des Metternich'schen Polizeistaates und führten 1823 zum Verbot der Ritterschaft. Auch die Mitgliedschaft zweier Erzherzöge und der Wahlspruch der Ritterschaft „Alles für Gott, Kaiser, Österreich und Freundschaft“ änderten nichts daran.

Wie auf Burg Seebenstein dürften auch auf der Burg Feistritz Ritterspiele der Wildensteiner Ritterschaft stattgefunden haben. Voraussetzung dafür waren Investitionen in die Erhaltung der Burganlage und die Sicherung von Anlagenteilen. Hier standen nicht die militärischen Nutzungsanforderungen im Vordergrund; Ziel war es vielmehr, historische Strukturen museal begehbar zu machen und mit effektvollen Einbauten als „mittelalterliche Erlebniswelt“ zu inszenieren. Dietrichs Bemühungen in diese Richtung wurden bereits von seinen Zeitgenossen gewürdigt, wie 1854 in der „Österreichischen Illustrierten Zeitung“ (No. 140) nachzulesen ist: „Mehrere unterirdische Gänge, Kammern und

Verließe [...], welche der gegenwärtige Besitzer mit vieler Mühe und großen Kosten wieder herstellte und dem Verfall entriß, versetzen den Beschauer in jene alten Zeiten der Minne und des Ritterthums zurück, deren poetischer Reiz für die Jugend wohl nie verklingen dürfte, wenn gleich das gereifte Alter darüber lächelt.“

Per Aufzug ins Schlossverlies

Eine bis heute erhaltene Attraktion der Burg ist das Burgverlies, das in dieser Zeit durch eine Ausgestaltung in Szene gesetzt wurde. In diesem über steile Stufen erreichbaren Raum im nördlichen Rundturm befindet sich mittig im Boden ein kreisrundes Loch, durch das ein Personenaufzug senkrecht in einen fensterlosen Raum rund fünf Meter tief hinabgelassen werden kann. Der eiserne Aufzug besteht aus einem Aufzugskorb, der über ein Klobenrad im Gewölbescheitel des Verlieses montiert ist. Der Korb wird über eine Eisenkette bewegt, die sich mittels Aufzugswinde mit Trommel und Zahnrad heben beziehungsweise senken lässt. Ein Gittertürchen ermöglichte das komfortable Betreten des Aufzugskorbs, an dessen Streben in Schulterhöhe Haltegriffe angeschmiedet sind. So konnten die Gäste des Schlossherrn gefahrlos in das dunkle Verlies hinabgelassen werden, in dem – glaubt man den Quellen – ein drapierter Haufen menschlicher Knochen Zeugnis von den letzten Gefangenen gegeben habe. Ihre verwischten Namen sollen an den Wänden des Verlieses zu lesen gewesen sein. Schauerromantik in Reinkultur! An der Turmwand neben dem Aufzug verweist die bis heute vorhandene Wandmalerei einer Figur des Todes in Mönchskutte auf die Endlichkeit des Lebens und die inszenierte Trostlosigkeit des Ortes.

Mit seiner Errichtung um 1820 dürfte der Aufzug die älteste erhaltene Zugmaschine mit Aufzugskorb in Österreich sein. Dieses technische Denkmal, das durch 200-jährige Korrosion des Eisens stark in Mitleidenschaft gezogen war, wurde zuletzt einer Gesamtrestaurierung unterzogen und so vor dem drohenden Absturz gerettet. Im Zuge der Konservierung fanden sich mehrere Schmiedemarken an den Eisenteilen, die neben anderen noch nicht identifizierten Handwerkern die Wiener Waffen- und Eisenproduzenten Oesterlein namhaft machen. Vereinzelt Eisenteile des Aufzugskorbes konnten im Turmbereich sichergestellt und nach der Konservierung in den ursprünglichen Funktionszusammenhang rückgeführt werden. Mit dem Abschluss der Restaurierungsarbeiten gelang es, die Betriebsfähigkeit des Aufzugs wiederherzustellen und ein einzigartiges Denkmal mit einer kuriosen Entstehungsgeschichte für die nächsten Generationen zu erhalten.

Mag. Dr. Gerd Pichler ist Leiter der Abteilung für Spezialmaterialien im Bundesdenkmalamt.

Histolith[®]
BAUDENKMALPFLEGE



Das Komplettprogramm für die Baudenkmalpflege – mit über 100 Jahren Erfahrung.

- Kalkfarben
- Silikatfarben
- Leimfarbe
- Emulsionsfarbe
- NHL-Putze
- Trass-Kalkputze
- Leinölfarbe
- Ergänzungsprodukte

www.synthesa.at





Bewegliche Denkmale

Der Ankauf des „Korfu-Services“ aus dem Besitz Kaiserin Elisabeths

Elfriede Iby

Die Schönbrunn Group verwaltet die wichtigsten Attraktionen von Österreichs imperialem Erbe, darunter Schloss Schönbrunn und das Sisi Museum in Wien. Was die Erweiterung der Objektsammlung betrifft, richtet sich der Fokus zunehmend auf den unmittelbaren Lebensbereich Kaiserin Elisabeths. Das hatte den Ankauf des sogenannten Korfu-Services zur Folge, der vom Bundesdenkmalamt begleitet wurde.

Tassen mit dem gekrönten Delphin, dem Erkennungszeichen aller Gegenstände des Achilleion © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Auf ihren ausgedehnten Reisen entwickelte Kaiserin Elisabeth eine besondere Liebe zu Griechenland und besuchte regelmäßig die Insel Korfu. Bei einem ihrer dortigen Aufenthalte 1888 offenbarte Elisabeth ihrem Gemahl Kaiser Franz Joseph I., zukünftig dauerhaft auf Korfu leben zu wollen. In der Folge wurde der österreichische Konsul dort beauftragt, sich um den Grundstückskauf und die Planung einer Villa auf dem 200 000 Quadratmeter umfassenden nunmehrigen kaiserlichen Besitz zu kümmern. Ab 1890 trug Franz Joseph die enormen Kosten von Bau und Ausstattung aus seiner Privatkasse, sofern sie nicht aus den Privateinkünften der Kaiserin gedeckt waren.

Ein Refugium für Sisi: Das Achilleion

Die Villa sollte auf Wunsch Elisabeths dem sterbenden Achilles, dem von der Kaiserin besonders verehrten Helden der griechischen Mythologie, geweiht und das nach ihm benannte „Achilleion“ für sie etwas Besonderes werden – ein



Kurator Michael Wohlfahrt bei der gedeckten Tafel in Schloss Niederweiden © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Der sterbende Achilles, aus:
Das Schloß Achilleion auf Corfu,
1896 © Schloß Schönbrunn
Kultur- und Betriebsges.m.b.H.,
Foto: Christoph Mühlbauer

„Asyl, wo ich mir ganz gehören darf“. Der Bau und die Ausstattung wurden in der Folge vom Achilles-Thema dominiert, und das neue Schloss sollte nach pompejanischen Vorbildern errichtet werden.

Noch heute zeigt sich das Gebäude so, wie Elisabeth es intendiert hatte. Die dreigeschoßige Villa öffnet sich auf der einstöckigen Gartenseite mit einem Peristyl, dessen zwei Flügel den Musengarten mit dem Delphinbrunnen umschließen. Dieser Delphin wurde zum „Logo“ für die gesamte Ausstattung des Achilleions bis hin zur Etikettierung der „Korfu-Garderobe“ der Kaiserin. Einen Großteil der Inneneinrichtung und der Dekorationen hatte man in Italien erworben. Die Möbel waren dabei nach griechischen und römischen Vorbildern gefertigt worden.

Kaum fertiggestellt, verlor die Kaiserin jedoch das Interesse am Achilleion und dessen Schönheit; 1897 wurde der Palast zum Verkauf ausgeschrieben und 1906 vom deutschen Kaiser Wilhelm II. erworben.

Teile des „lichtblauen“ Korfu-Services, Böhmen, um 1890
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Ein Service mit bewegter Geschichte

Das umfangreiche, heute aus 623 Porzellan- und Glasobjekten bestehende Korfu-Service wurde laut Akten 1891 für das Achilleion in Auftrag gegeben. Im Haus-, Hof- und Staatsarchiv befinden sich die Ankaufsakten und Inventare mit einer genauen Angabe der ursprünglichen Stückzahl und Beschreibung der Serviceteile. Die Wiener Porzellanmanufaktur hatte schon 1864 ihre Pforten geschlossen, was eine ausländische Fertigung erklärt. Das Porzellan wurde beim k.u.k. Hoflieferanten Albin Denk am Graben Nr. 13 bestellt, der das Porzellan im böhmischen Karlsbad fertigen ließ. Die „lichtblau“-goldene Rankenbemalung mit buntem Delphin und Krone ist auf jedem einzelnen Serviceteil zu finden. Das ebenfalls mit Delphin und Krone geschmückte umfangreiche Glasservice wurde laut Ingrid Haslinger von der Firma Schreiber und Neffen 1894 beigestellt. Der antikisierende umlaufende Meanderdekor der Gläser, Schalen und Rheinweingläser passte stilistisch zum antiken Formenkanon.

Nach dem Tod Elisabeths im September 1898 gingen sämtliche Objekte aus ihrem Privatbesitz – Schmuck, Kleider, Möbel und auch Tafelservice – an ihre Töchter Gisela und Marie Valerie. Das sogenannte Korfu-Service befand sich fortan im Eigentum von Marie Valerie, die mit ihrer Familie in Schloss Wallsee wohnte. Theodor Salvator Habsburg-Lothringen aus der Toskana-Linie veräußerte das Service in den späten 1930er-Jahren oder Anfang der 1940er-Jahre an einen privaten Käufer, der später in die USA auswanderte. Dort wechselte es mehrmals den Besitzer. Für einige Jahrzehnte befand es sich schließlich wieder in Österreich in privater Hand. Im Herbst 2019 wurde es dann beim Auktionshaus Sotheby's für eine mögliche Verauktionierung eingebracht. In der Folge bemühte man sich zudem, inländische Interessenten und – wenn möglich – jemanden zu finden, der in der Lage war, den geschätzten Preis aufzubringen. Aufgrund



Eisbombe auf einem Wiener Porzellanteller, um 1825,
Leihgabe der Requisiten von
Annette Ahrens © BDA,
Foto: Bettina Neubauer-Pregl

- 450g weiße Kuvertüre
- 450ml Obers
- 30g Kristallzucker
- 75g Wasser
- 24g Kristallzucker
- 90g Dotter
- 135g Eiweiß
- 85g Veilchensirup
- 3 Blatt Gelatine

- Obers und Vanille aufschlagen
- Eiweiß und Zucker aufschlagen
- Wasser und Zucker aufkochen, Gelatine darin auflösen
- geschmolzene Kuvertüre mit Dotter vermischen und die Gelatinemasse ebenfalls gut einrühren
- Veilchensirup einrühren und mit Himbeergeist abschmecken
- Obers unterheben
- Eiweiß unterheben
- Eisbombe füllen und ins Eisfach legen
- mit den Händen leicht anwärmen und stürzen

Das Rezept wurde von Küchenchef Jürgen Gschwandtner, Küchenchef im Restaurant Meissl & Schaden, für unsere heutigen Bedürfnisse adaptiert.

Veilchen-Eisbombe à la Sisi

des ermittelten Schätzwertes erfolgte ein Ausfuhransuchen durch das Auktionshaus beim Bundesdenkmalamt. Nach einer mehrfachen Besichtigung des Ensembles auf seine Echtheit, die sich durch den bekrönten Delphin als Dekorelement nachweisen ließ, sowie anschließenden Verhandlungen mit dem Auktionshaus, das den damaligen Eigentümer vertrat, erfolgte Ende 2019 der Ankauf für die Republik Österreich durch die Schönbrunn Group.

Die größte Sisi-Sammlung weltweit

Die Schönbrunn Group bzw. Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H. hat in ihrer bereits 25-jährigen Sammlungsstrategie in den vergangenen Jahren gezielt die Erweiterung der Kaiserin-Elisabeth-Objektsammlung angestrebt. Allein im Vorjahr investierte man knapp eine Million Euro in Objekte aus dem unmittelbaren Lebensbereich der Kaiserin. Durch die Ankäufe der vergangenen zweieinhalb Jahrzehnte war es möglich, das in der Beletage des Reichskanzleitraktes

der Wiener Hofburg installierte Sisi Museum als Teil der Kaiserappartements erfolgreich zu positionieren. Kuratiert von Olivia Lichtscheidl und Michael Wohlfart, beide langjährige Mitarbeiter der wissenschaftlichen Abteilung mit ausgewiesener Expertise, sind große Teile des Services seit Mai 2019 in Schloss Niederweiden zu sehen und werden aufgrund von Covid-19 auch noch 2021 zu sehen sein. Die Recherchen zu dem Service bestätigten dessen geschichtliche, künstlerische und kulturelle Bedeutung für Österreich.

Dr.ⁱⁿ Elfriede Iby ist promovierte Kunsthistorikerin und seit 1997 Leiterin der wissenschaftlichen Abteilung der Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsges.m.b.H.

Mitterberg – ein gewaltiges Unterfangen

Claudia Volgger

Der Reichtum von Sumer, Babylon, die ersten großen Reiche, minoische Paläste: Das ist es, was man gemeinhin mit der Bronzezeit verbindet – vorderasiatische Geschichte, ein bisschen mysteriöses Griechenland. Eines der wichtigsten bronzezeitlichen Fundgebiete Österreichs hat nichts von diesem Glamour. Dafür versorgte das riesige protoindustrielle Bergbauggebiet am Mitterberg in Salzburg zuzeiten ganz Mitteleuropa mit Kupfer.

Wir neigen dazu, unsere prähistorischen, vorrömerzeitlichen Vorfahren massiv zu unterschätzen. Wenn wir überhaupt an sie denken, stellen wir uns primitive Stämme vor, fernab jeder Kultur, weit entfernt von unserem intellektuellen Niveau, weitgehend unfähig zu jeder Art von Organisation: Sie konnten ja nicht einmal schreiben!

So haben die Römer, die Sieger, Geschichte geschrieben, und so haben wir sie unhinterfragt übernommen.

20 000 Tonnen Kupfer

Und dann sieht man ein Gebiet wie den Mitterberg, eines der besterforschten Abbaugebiete Österreichs, und kommt aus dem Staunen nicht mehr heraus: Vor etwa 3 500 Jahren, mit den damaligen Mitteln, von Hand gegrabene, bis zu 200 Meter tiefe Schächte, die dann auch entsprechend verstützt und gepflegt werden mussten. Hüttenplätze mit Schachtöfen und Röstbetten, in denen das Kupfer in mehreren Schmelzgängen entschwefelt und zu Schwarzkupfer-Gusskuchen verarbeitet wurde, die dann in den Fernhandel gingen. 20 000 Tonnen Schwarzkupfer, die nach Schätzungen von Thomas Stöllner, der hier seit Jahren gräbt und forscht, am Mitterberg produziert wurden.

Wer aber waren die Menschen, deren Spuren hier erhalten sind? Woher kamen sie, wie lebten sie? Wie konnten sie internationalen Handel organisieren, bevor es Nationen gab ... und das aus engen, schwer zugänglichen Alpentälern, in unwirtlichem Klima?



Spezialisten

Aus den archäologischen Befunden geht hervor, dass die am Berg Arbeitenden aus den Tälern landwirtschaftlich versorgt wurden, unter anderem mit Schweinefleisch. Es könnte auch Almwirtschaft mit Milchvieh gegeben haben. Klar ist jedenfalls: Hier begannen Arbeitsteilung, Spezialisierung, Kooperation.

Die Menschen ließen die reine Subsistenzwirtschaft hinter sich – ein großer Schritt in Richtung Gesellschaftsordnungen, die wir wiedererkennen würden. Sie müssen diese Täler, ihr Klima, ihre Pflanzen, ihren Boden sehr gut gekannt haben, um das zu leisten, um in diesen kargen, gefährlichen Lagen so viel Nahrung zu produzieren, dass es nicht nur für sie selbst reichte, sondern auch die Bergleute durchbrachte. Und sie kannten die Wege über die Alpen, die Pässe, wussten um Saumpfade und Wetterverhältnisse.

Wiederentdeckt

Die Spuren, die sie hinterließen, bilden ein reiches Fundgebiet für die Archäologie: Abbauspuren an den Erzgängen, sogenannte Pingenzüge. Bergwerke, Schmelzplätze, riesige Schlackenhalde. Siedlungen und Gräberfelder. Und natürlich auch Depots und Einzelfunde. Vor allem aber: der urgeschichtliche Bergbau im Bereich des Arthurstollens, ein einzigartiges Dokument bronzezeitlicher Ingenieurskunst. Ein Stollen wurde von zwei Seiten vorgetrieben, die punktgenau verbunden wurden. 2004 trat hier ein zirkelartiges Gerät zutage,



Schnitt durch die Halden bei einer archäologischen Grabung © BDA

weiterer Beweis, dass es einfache Vermessungstechnik gegeben haben muss, lange vor den ersten Schriftkulturen in Europa. Über weite Strecken haben sich im urgeschichtlichen Bergbau im Bereich des Arthurstollens durch einen klimatischen Glücksfall die bronzzeitlichen Verzimmerungen erhalten – eine seltene Gelegenheit für Archäologinnen und Archäologen, prähistorische Holzverarbeitung zu studieren.

Bis in die Eisenzeit wurde am Mitterberg Kupfer abgebaut; ob in einem großen, verbundenen Revier oder in mehreren voneinander unabhängigen Bergwerken, ist nicht ganz geklärt. Dann geriet das noch nicht erschöpfte Erzvorkommen in Vergessenheit – bis 1827 Bauern hier zufällig Kupferkies fanden, am Hochkönig eine „Mitterberger Kupfergewerkschaft“ gegründet wurde und die Bergleute beim Vortreiben der neuen Stollen zu ihrer Überraschung den „alten Mann“ fanden – „Keltenstollen“, den Bergbau der Urzeit.

Wanderbar

Das Mitterberger Erzabbaugebiet ist eine erlebbare, erfahrbare Fundlandschaft. Es gibt einen Wanderweg, den „Mitterberger Erzweg“, mit 15 Stationen, die auf 5,5 Kilometern die Geschichte des Bergbaus erzählen und unter anderem zu einem begehbaren bronzzeitlichen Stollen führen, dem „Keltenloch“. Es gibt auch ein Museum dort, das Bergbaumuseum Hochkönig, mit Führungen durch einen Schautollen und Ausstellungen im ehemaligen Knappenheim in Mühlbach.

Viel wird über die große Revolution der Jungsteinzeit geschrieben, die aus Jägern und Sammlern Bauern und Hirten machte. Die frühen Metallzeiten machten aus Gruppen von Bauern und Hirten Gesellschaften mit klar hierarchischen Strukturen, mit agrarischem Überfluss, den sich Einzelne aneignen konnten, mit einer Explosion an Gütern.

Waffen natürlich, Messer, Schwerter, Schilde, Äxte und Beile, Lanzen- und Pfeilspitzen; aber auch Gefäße, Figurinen; Meißel, Hämmer; Rasiermesser; Fibeln, Gürtelbleche, Nadeln; Sichel; Wagen, Pferdegeschirr; Ringe, Arm- und Beinschmuck, Diademe: Das Standardwerk zur Kategorisierung der gefundenen Gegenstände, „Prähistorische Bronzefunde“, umfasst nahezu 200 Bände und ist bei Weitem noch nicht abgeschlossen. Wird etwas davon in Mitteleuropa gefunden, dann stehen die Chancen nicht schlecht, dass metallurgische Untersuchungen herausfinden werden: Das Kupfer darin stammt vom Mitterberg.

Claudia Volgger ist Mitarbeiterin der Abteilung Archäologie im Bundesdenkmalamt.



Buchtipps

Thomas Stöllner und Klaus Oegg,
Bergauf Bergab. 10.000 Jahre
Bergbau in den Ostalpen. Bochum 2015

RENOVIERUNG & SANIERUNG

PROFI PORETEC NHL-KALKSYSTEM

ERFOLGREICH EINGESETZT SEIT ÜBER 30 JAHREN!

BESONDERS GEEIGNET IM BEREICH DER DENKMALPFLEGE

- ✓ Geprüft durch die MA 39
- ✓ Natürliche hydraulische Bindemittel
- ✓ Schimmelhemmende Wirkung
- ✓ Feuchtigkeitsregulierend
- ✓ Zementfreie, hydrophile Produkte



Als österreichischer Qualitätsanbieter mit mehr als 1.000 ausgebildeten Mitarbeitern sind wir für Sie da – seit mehr als 30 Jahren!

Sie erhalten von uns optimal abgestimmte Sicherheitsdienstleistungen:

- Empfangsdienste
- Portierdienste
- Werkschutz
- Doorman-Dienste
- Veranstaltungsdienste
- Revierstreifendienste
- Alarmzentrale gem. EN 50518
- ...

Vertraute Sicherheit für Unternehmen und Behörden

Denkmal menschen

Das Künstlerdorf Neumarkt an der Raab entstand auf Initiative des hier beheimateten Künstlers Feri Zotter sowie des damaligen Landeskonservators und nachmaligen Direktors des 20er Hauses Alfred Schmeller. Seit der Gründung des Kulturvereins 1964 ist das Ensemble mit seinen unter Denkmalschutz stehenden Objekten eine kulturelle Institution des Südburgenlandes. Denkmal heute bat zwei Frauen zum Gespräch, die auf ganz unterschiedliche Weise Teil der Geschichte des Künstlerdorfes sind.



Martha Jungwirth vor ihrem Haus in Neumarkt an der Raab
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Blick in das Künstlerdorf
Neumarkt an der Raab
© BDA, Foto:
Martina Oberer-Kerth

Menschen im Denkmal

Ein Herbsttag im Künstlerdorf

Angelina Pötschner

Sie bilden ein malerisches Ensemble, die Objekte des Künstlerdorfes Neumarkt an der Raab: strohgedeckte Bauernhäuser, die Dorfgalerie, eine historische Ölmühle, der sogenannte Kreuzstadel und natürlich das Daxhaus, ein strohgedeckter Streckhof mit lehmgsatzten Mauern und Rauchküche, eines der ältesten Häuser der Ortschaft: 1964 wurde es vor dem Abriss gerettet und damit der Grundstein für das Künstlerdorf gelegt. Seit der feierlichen Eröffnung am 8. Juni 1968 hat es als Atelierhaus unzähligen Kulturschaffenden ein Refugium geboten.

Angelina Pötschner: Frau Werkovits, seit mehr als einem Jahrzehnt leiten Sie das Künstlerdorf Neumarkt an der Raab. Als der langjährige Obmann des Kulturvereins Alois Neubauer 2007 verstarb, wurden Sie gefragt, ob Sie die Nachfolge übernehmen wollten. Wie kam es dazu?

Petra Werkovits: Ich war damals nicht im Verein, bin aber oft zu Veranstaltungen gegangen und habe auch in Neumarkt gewohnt. Zu dieser Zeit leitete ich die Bibliothek in Jennersdorf und bereitete gemeinsam mit Alois Neubauer für 2008 ein großes Fest vor: „40 Jahre Peter Handke in Neumarkt“. Beeindruckt von meinem Engagement trat der Vereinsvorstand an mich heran, ob ich die Rolle der Obfrau übernehmen wolle.



Martha Jungwirth in der Küche ihres Hauses in Neumarkt an der Raab
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

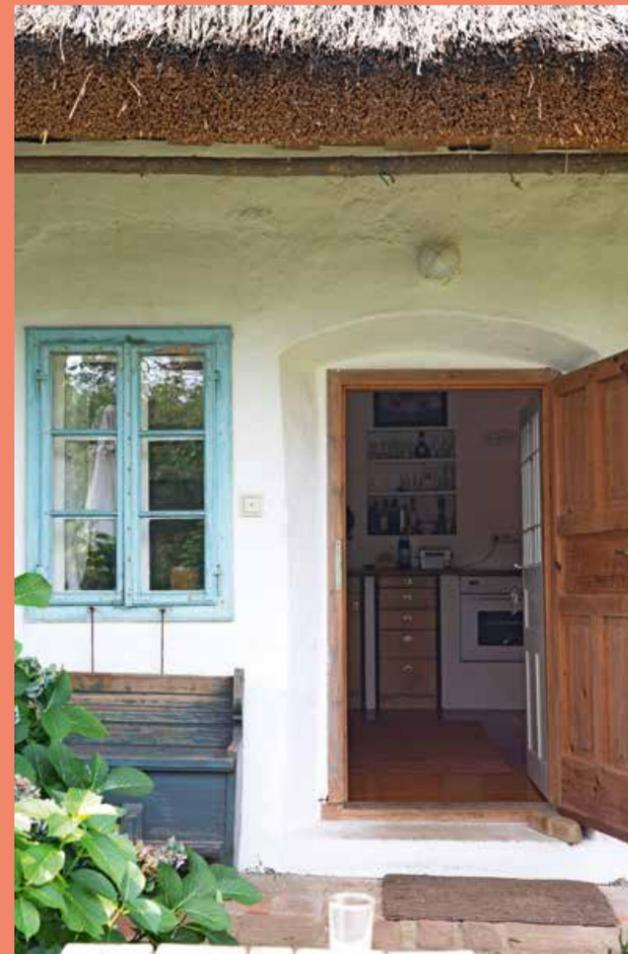
Mit welchen Herausforderungen waren Sie seither konfrontiert?

Die Idee der Gründer, vor allem Alfred Schmellers, lautete: „Ein Haus stirbt, wenn es nicht bewohnt wird“ – die Rettung des Daxhauses steht ja am Anfang der Gründungsgeschichte des Künstlerdorfes. Seine Arbeit wurde hier zusammengeführt: einerseits als Kulturmanager, andererseits als Denkmalpfleger. Ich habe eine Ausbildung in Kulturmanagement gemacht und als Abschlussarbeit die Dokumentation über das „Künstlerdorf Neumarkt an der Raab“ verfasst [siehe Buchtipps S. 34]. Peter Vukics und ich führten dafür über 100 Interviews mit den Protagonisten von damals bzw. ihren Witwen. Ich habe viele Künstler interviewt, etwa Walter Pichler, der meine Arbeit sehr begrüßt hat. So ist das Vertrauen in den damals hochverschuldeten

Verein zurückgekehrt. Die Erhaltung der historischen Bauten ist schwierig: Früher war die Motivation, in einem Verein ehrenamtlich mitzuarbeiten, größer. Wenn ein Fest stattfand, haben alle Leute zusammengearbeitet und sind auch gern hergekommen, weil es sonst nichts gab. Außerdem konnten noch viel mehr Menschen die Strohdächer reparieren. Im Verein waren Mitglieder, die die Erneuerung der Deckung der Strohdächer nicht verstanden und 2013 vorschlugen, das Strohdach des Daxhauses durch Wellblech auszuwechseln. Leider haben wir auch das Material [handgedroschenes Roggenstroh, Anm.] nicht mehr. Wir sind darauf angewiesen, mit Firmen aus Slowenien, Ungarn und Polen zusammenzuarbeiten, die noch die Technik des Stroheckens beherrschen. Es ist schade, dass es bei uns niemanden mehr gibt, der dieses Handwerk kann,



Das Daxhaus, in dem Peter Handke seinen „Tormann“ konzipierte; Postkarte aus dem Unterschutzstellungsakt
© Archiv



Das Haus von Alfred Schmeller und Martha Jungwirth in Neumarkt an der Raab © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Petra Werkovits, Obfrau des Kulturvereins Künstlerdorf Neumarkt an der Raab
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

das nicht zu unterschätzen ist – es ist unsere Kultur! Warum gibt es im Burgenland weder das Material noch das Know-how?

Gibt es einen gegenseitigen Nutzen zwischen den nutzlos gewordenen bäuerlichen Bauten und den Gästen?

Unsere Häuser werden nach den Vorgaben Alfred Schmellers genutzt und sind daher bewohnbar. Wir sind ein wesentlicher Wirtschaftsfaktor in der Gemeinde, der zweitgrößte Beherbergungsbetrieb neben dem hier ansässigen Hotel! Die Leute, die zu uns kommen, gehen umsichtig mit der alten Substanz um; sie sind auch an der Region interessiert. Die Einfachheit, das Reduzierte tut gut – die Gäste suchen das hier. Wir sind keine Mogelpackung, haben kein WLAN, aber fließendes Wasser: schlicht, aber komfortabel!

Hat Peter Handke das auch so gesehen?

Peter Handke wohnte 1968 im Daxhaus, dem ältesten Haus des Vereins. Er hat dort „Die Angst des Tormanns beim Elfmeter“ konzipiert und damit eine der schönsten Beschreibungen der Region geschaffen. Dem „südlichen Grenzort“ und seinem Lokalkolorit mit Menschen wie Josefa Wellington vulgo „London-Pepi“, die er als „Grenzwirtin Hertha“ verewigte, oder Häusern wie der heute als Dorfgalerie dienenden „Volksschule“ wurde in der Erzählung ein literarisches Denkmal gesetzt. Auch Wim Wenders hat während der Verfilmung von Handkes Buch 1971 hier gewohnt. Anlässlich eines neuerlichen Besuchs 2019 gestand Handke übrigens, dass er das Atelierhaus damals schrecklich gefunden habe, es sich nun jedoch gut vorstellen könne, darin zu wohnen.

Wie sehen Sie den Wandel der bäuerlichen Architektur außerhalb Ihrer Enklave?

Fakt ist, dass sich die Bevölkerung geändert hat – es gibt keine Bauern mehr. In der Architektur spiegelt sich der Wandel der Gesellschaft wider: Früher hatte jedes

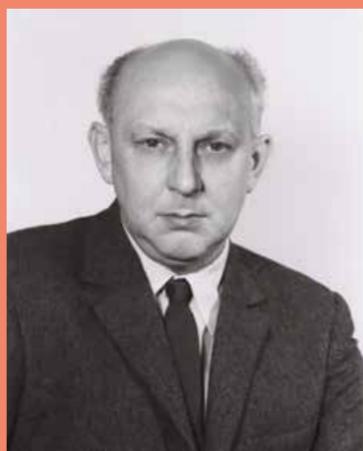
Haus in Neumarkt eine kleine Wirtschaft mit wenig Vieh und zwei, drei Feldern. Alles sah gleich aus, weil jeder gleich wenig hatte. Begonnen hat der Wandel mit dem Fernsehen. Wer in den 1970er-Jahren amerikanische Serien schaute, hat Wohnzimmer gesehen. Damals hatte man aber in den Bauernhäusern kein Wohnzimmer, das Leben fand in der Küche statt. So bauten die Bauern also damals um: Die Küche wurde verkleinert und aus dem Raum ein Wohnzimmer gemacht, das freilich nicht bewohnt wurde; die Möbel waren mit Plastikschonern bezogen. Die Leute haben sich selbst beschnitten, da sie das Wohnzimmer nicht benützten. Ich bin sehr froh und glücklich, dass Alfred Schmeller es geschafft hat, den Häusern in Neumarkt eine neue Funktion zu geben und sie so zu retten. Mit dieser Idee hat er die strukturschwache Gegend belebt und die Künstler geholt. Sie haben sich für die Region begeistert und gerne die billigen Bauernhäuser gekauft, sensibel instandgesetzt und damit die architektonische Identität der Region bis heute bewahrt.



Am Ortsrand von Neumarkt an der Raab findet sich noch ein regionaltypisches kleines Bauernhaus, dessen Wohntrakt lehmgeputzte Mauern hat; die Wirtschaftsräume sind ziegelgemauert. Es wurde 1975 – etwa zur gleichen Zeit, als der barocke Kreuzstadel von Deutsch Bieling in Neumarkt zur Aufstellung kam – von Alfred Schmeller und seiner zweiten Frau, der Malerin Martha Jungwirth, erworben. Der Kulturverein restaurierte das Haus, aus dem Kuhstall wurde ein Atelier für die Künstlerin.

Angelina Pötschner: Frau Jungwirth, wie haben Sie Alfred Schmeller kennengelernt?

Martha Jungwirth: Fred habe ich bei einer Ausstellungseröffnung in der Secession in Wien kennengelernt, als ich mein Diplom an der Akademie für angewandte Kunst gemacht habe.



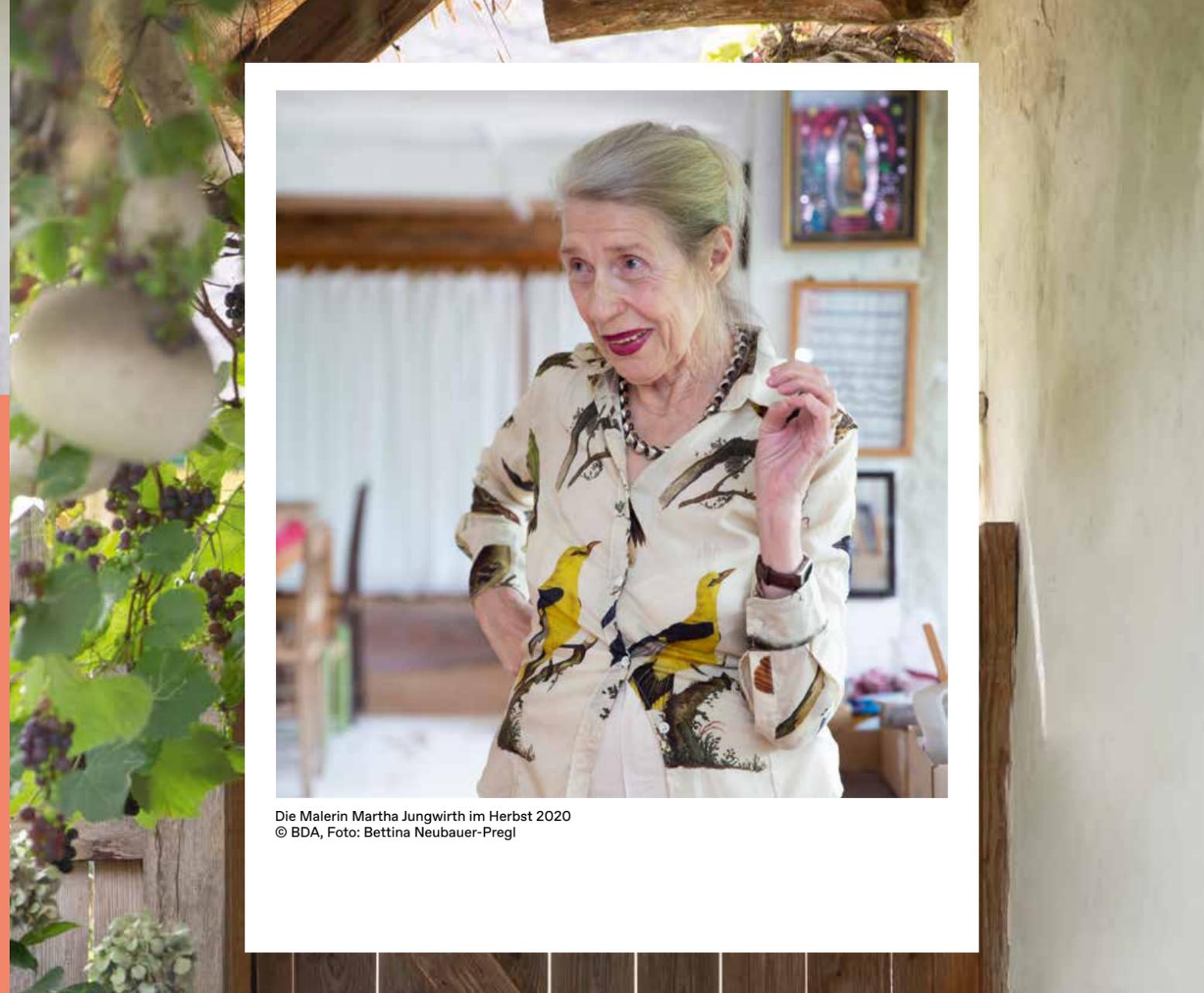
Alfred Schmeller © BDA

Wie hat sich seine Arbeit auf Sie ausgewirkt?

Er hat mich auf Dinge aufmerksam gemacht. Er war selbst begeistert, und das Interesse war bei mir da. Ich bin mit ihm laufend in Ausstellungen gegangen. Man konnte viel von ihm lernen. Er konnte alle Dinge mit allem verbinden und unerwartete Zusammenhänge finden, die eigentlich unvorstellbar waren – so wie auch der Kunsthistoriker Aby Warburg, der eine griechische Figur und eine zeitgenössische Reklame für ein Waschmittel verglichen hat! Als Museumsdirektor hat Fred jeden Freitag mit großer Begeisterung Bildbetrachtungen gemacht; das hat er von seiner Reise nach Amerika mitgebracht, wo Laien geführt wurden. Als Landeskonservator hat er mich oft mitgenommen; ich war auch denkmalpflegerisch tätig (lacht), es hat mir Spaß gemacht, die alten Häuser anzuschauen, die haben mir gefallen. Es war großartig, was er gemacht hat, auch in Heiligenbrunn – er konnte mit allen Leuten reden; wenn sie ihm zugehört haben, waren sie nachher gescheiter! Seine Begeisterung war ansteckend. Der Kreuzstadel in Neumarkt wurde 1975 noch von den Heiligenbrunner Dachdeckern gemacht. Alfred Schmeller war so gern in Heiligenbrunn. Die Holzbalken, die im ehemaligen Kuhstall eingebaut sind, hat er von Josl D. aus Heiligenbrunn bekommen, der uns damals das Dach gedeckt hat; sie stammen von einem abgebrochenen Keller und einer Weinpresse.

Wie sind Sie zu Ihrem Haus in Neumarkt gekommen?

Als Landeskonservator ist Fred viel im Burgenland herumgefahren. Die Region war nur mit dem Autobus erreichbar, und das nur mit Übernachtung. Feri Zotter brachte Fred nach Neumarkt. Durch ihn sind dann auch die Künstler gekommen. Das Haus hat sich ebenfalls durch Feri ergeben. Wir wollten eigentlich nach Italien fahren, sind dann aber hierhergekommen; es hat uns so gut gefallen, dass wir nicht weitergefahren, sondern geblieben sind. Wiener Freunde haben ihn gefragt:



Die Malerin Martha Jungwirth im Herbst 2020 © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

„Was willst du da unten? Da ist ja nichts!“ Das Haus hat der Frau Rimpler gehört. Sie war die Tochter eines Kammerdieners des hier ansässigen Grafen Batthyány, der es seinem Bediensteten überlassen hat. Es wurde dann von uns hergerichtet. Wenn ich im Atelier bin und den Garten sehe, wirkt sich das auf meine Arbeit aus. Ich halte Fred lebendig, indem ich weitermale – ich male für ihn.

Wie geht es Ihnen jetzt mit dem Haus?

Ich habe das Haus gern! Ich erhalte alles für Fred. Das Dach wurde immer wieder ausgebessert; 2015 habe ich es dann vom Strohecker R. aus Slowenien instand setzen lassen, der sein eigenes Stroh anbaut. Es braucht ein bestimmtes Stroh, das gut ausgedroschen ist. Das Haus ist das Andenken an Fred.

Wie sehen Sie Alfred Schmellers Wirken im Burgenland?

Er hat das Burgenland geliebt, für ihn war es ein Anliegen – das spüren die Menschen. Das Denkmalamt macht etwas Großartiges, denn eigentlich ist Österreich ein Kulturland. Ich bin eine Unterstützerin des Denkmalamtes – man kann gar nicht streng genug sein! Ich bin Denkmalpflegerin aus Leidenschaft!

Mag.^a Angelina Pötschner ist stellvertretende Leiterin der Abteilung für Burgenland im Bundesdenkmalamt.

Buchtipps

Petra Werkovits und Peter Vukics (Hg.), Das Künstlerdorf Neumarkt an der Raab. Mit einem Kommentar von Hugo Portisch. St. Pölten – Salzburg 2011, Neuauflage 2017



Astrid Huber, die Frau in der Kartause

Christiane Beisl

Wer als Frau Handwerk beherrscht und Männer darin unterweist, muss etwas zu erzählen haben. Wenn sie über Standards in der Baudenkmalpflege und traditionelle Handwerkstechniken spricht, scheint ihr Herz zudem schneller zu schlagen. Ein Porträt.

Als Leiterin des Informations- und Weiterbildungszentrums des Bundesdenkmalamtes in der Kartause Mauerbach hütet Astrid Huber traditionelle Handwerkstechniken wie ihren Auggapfel und gibt Erkenntnisse wie Techniken an Professionisten und Interessierte weiter. Sie sei immer schon von alten Gebäuden fasziniert gewesen, erzählt sie, und begann daher 1991 ein Kunstgeschichte-Studium. Die Theorie allein war ihr aber bald zu wenig, und so bewarb sie sich als Praktikantin in der Kartause Mauerbach, um bei der Restaurierung des Adlerportals im Prälatenhof mitzuarbeiten. Das erste Zusammentreffen mit Karl Neubarth, dem Gründer des Zentrums für historische Handwerkstechniken des BDA und damaligen Leiter, sorgte dann auch gleich für ein Missverständnis: „Er sagte zu mir, ich solle ihm meine Hände zeigen, und meinte dann, dass das auf der Baustelle wohl nichts werden wird“, so Astrid Huber. Doch bereits beim zweiten Baupraktikum, in dem sie an der Stuckdecke in einer Mönchszelle arbeitete, konnte sie ihn von ihren restauratorischen Fähigkeiten überzeugen. Einige gehaltene Vorträge bei Stuckrestaurierungskursen sowie viele weitere Restaurierungsprojekte in der Kartause Mauerbach und an anderen historischen Objekten später übernahm sie nach Abschluss ihres Kunstgeschichte-Studiums die Leitung der Kartause Mauerbach.

Wichtig ist für Astrid Huber, bei ihrer Tätigkeit zu hinterfragen: Was kann aus der Vergangenheit gelernt werden, um „im System zu bleiben“? Sprich: Wie lassen sich nachhaltige, über Jahrhunderte bewährte Systeme der Instandsetzung und Restaurierung mit reparaturfähigen Materialien an den historischen Gebäuden einsetzen? Schließlich sollen auch die nächsten Generationen das gebaute kulturelle Erbe erleben dürfen und weitertragen können. Neben den technologischen Aspekten ist ihr wichtig, den „Spirit of Place“ jedes Baudenkmals zu respektieren und die Öffentlichkeit dafür zu sensibilisieren.

Dass Beruf und Freizeit bei Astrid Huber fließend ineinander übergehen, merkt man gleich, wenn man mit ihr spricht. Die Arbeit an den spannenden Projekten wird natürlich ins Wochenende mitgenommen, und auch die Urlaubsdestinationen liegen dem Beruf thematisch oft nahe. So sieht sie sich Sichtziegelfassaden in Österreich an, reist zu Gartenanlagen in England oder nach Venedig, wo sie freilich nicht nur die alterswerten Fassaden, sondern auch die „Cicchetti“ genannten Häppchen in der kleinen Bar am Fischmarkt anziehen.

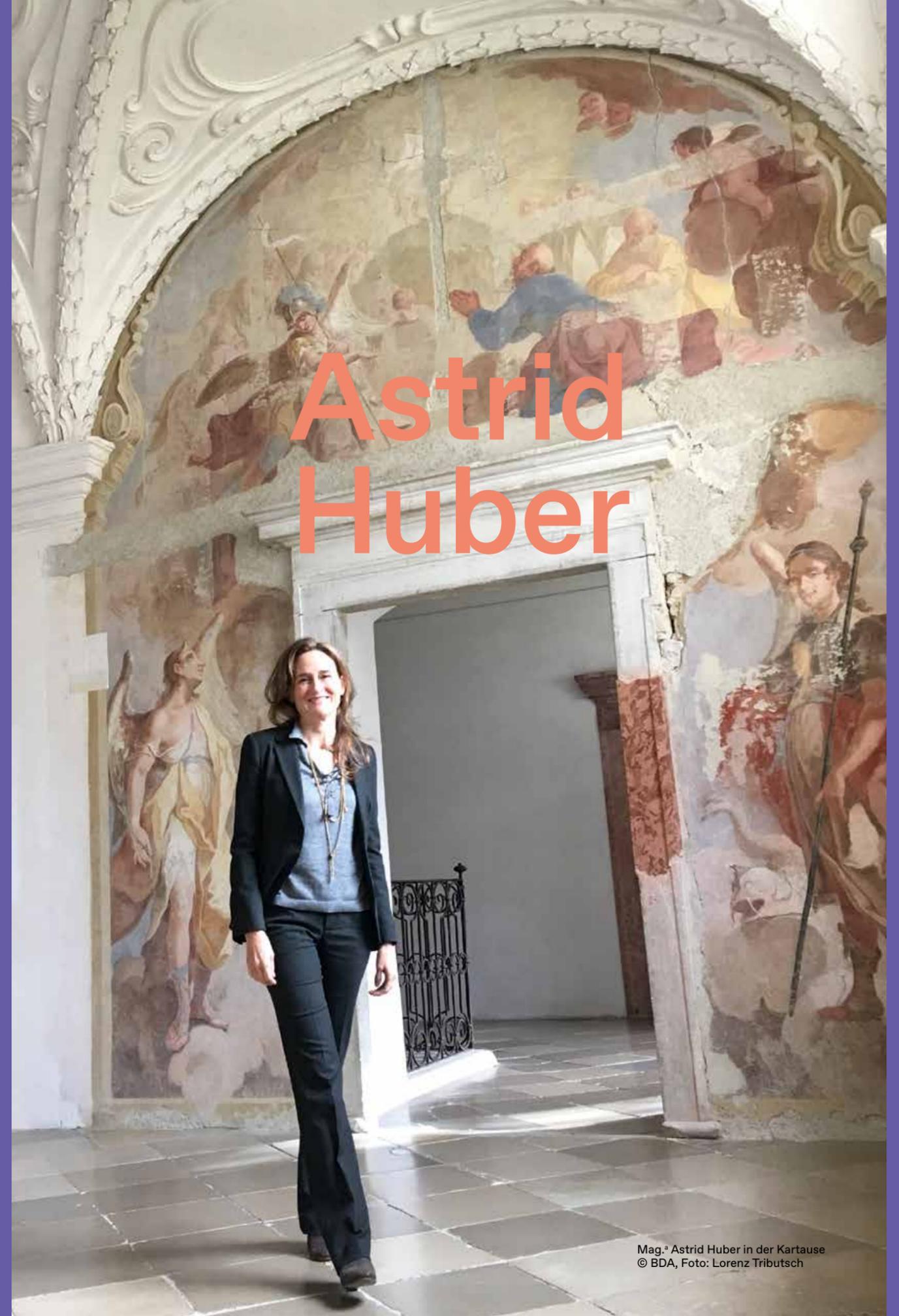
Zu Hause trifft man Astrid Huber – glückliche Mutter einer kleinen Tochter, die die Kartause Mauerbach ebenfalls schon liebgewonnen hat und mit ihrem Laufrad durch den Kreuzgang saust oder Walderdbeeren im Kaisergarten nascht – wochenends am Flohmarkt an, auf der Suche nach altem Christbaumschmuck oder Lilienporzellan-Tellern. Oder sie arbeitet an ihrem alten Presshaus im Weinviertel, deckt das Dach und bringt Lehmputz an.

Wem würde sie, wenn sie es sich aussuchen könnte, begegnen wollen? Die Antwort ist für Astrid Huber ganz klar: Am Kalkofen sitzend, würde sie gern den Handwerkern zuhören, die vor Jahrhunderten mit so viel Begeisterung ihr Handwerk ausgeübt haben. „Sie würden über Materialien und Techniken diskutieren, und ich würde Antworten auf Fragen hören, die mir wahrscheinlich gar nicht in den Sinn kämen“, schwärmt Astrid Huber.

Das Interesse an altem Handwerk steigt, und das Thema Training gewinnt auch international immer mehr an Bedeutung. Und so pilgern jährlich rund 500 Personen in die Kartause Mauerbach, um sich bei einem der Kurse Baudenkmalpflege erklären zu lassen. Die interdisziplinäre Weiterbildung richtet sich an Handwerksleute ebenso wie an Architektinnen und Architekten, an Personen, die ein Denkmal ihr Eigen nennen, ebenso wie an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Bundesdenkmalamtes, damit diese bürgerlich und serviceorientiert agieren können.

Die Kartause Mauerbach begleitet Astrid Huber nun schon seit mehr als einem Vierteljahrhundert mit ihrer besonderen Stimmung, ihrer authentischen Atmosphäre und ihrem Alterswert. „Lebendig wird die Kartause durch die Menschen, die hier für das traditionelle Handwerk und die Baudenkmalpflege arbeiten“, schließt Astrid Huber ab.

Mag.^a Christiane Beisl arbeitet für das Präsidium im Bundesdenkmalamt.



Astrid Huber



Jaroslav Sojka

Grenzenlos

Gespräche mit unseren Nachbarn: Tschechien

Annette Ahrens

Der Kurator Dr. Jaroslav Sojka in seinem Element, der Gotik © Jan Gloc, Prag

Die kulturellen und gesellschaftshistorischen Verbindungen zur „Goldenen Stadt“ Prag sind enger, als es die einander fremden Sprachen heute vermuten lassen. Der Chefkurator der Kunstsammlungen der Prager Burg, Dr. Jaroslav Sojka, gewährt Denkmal heute Einblicke in seine Arbeit auf dem Hradshin, der ehemaligen Habsburger-Residenz.

Annette Ahrens: Wie steht es um den Denkmalschutz auf der Prager Burg? Ist hier noch die Wiener Tradition der Denkmalpflege spürbar?

Jaroslav Sojka: Ja, die Tradition der Wiener Schule ist auch im Bereich der Denkmalpflege noch lebendig. Mit dem Wandel unserer Gesellschaft ändert sich freilich der Zugang zu Denkmälern und Restaurierungstechniken. Zum Beispiel lassen wir heute die bisher beliebte analytische Praxis hinter uns, ältere Bauelemente und Stadien der Denkmalentwicklung darzustellen.

Betrachten Sie die Prager Burg, die wichtigste tschechische Kulturstätte, als Museum oder als Sitz des Staatsoberhauptes?

Die Prager Burg ist zweifellos der symbolträchtigste Ort der Tschechischen Republik. Hier sind die Kronjuwelen mit der Wenzelskrone als zentralem Stück aufbewahrt, die Karl IV. anlässlich seiner Krönung anfertigen ließ. Zu hohen kirchlichen Feiertagen schmückte sie die Schädelreliquie des heiligen Wenzel. Die Burg vereint seit 1 000 Jahren Staat und Kirche in einer gemeinsamen

Politik von Thron und Altar. Die meisten Objekte hier gehen auf Fürsten, Könige, Kaiser und Präsidenten zurück. Die Burg ist ein Spiegel der Kontinuität. Die Sammlung liturgischer Objekte im Schatz des Veitsdoms und die Gemälde aus der Bildergalerie der Prager Burg heben sich von üblichen Sammlungen ab. Archäologische Funde auf dem Schlossgelände gilt es ebenso zu dokumentieren wie die wenig bekannte Sammlung von Möbeln, Porzellan, Glas oder anderen Objekten, die den Alltag auf der Prager Burg gut veranschaulichen.

Wie überdauert man als auf Gotik spezialisierter Kunsthistoriker drei Präsidenten der Tschechischen Republik?

Als Chefkurator der Kunstsammlungen der Prager Burg bemühe ich mich immer um eine professionelle Herangehensweise. Fachliche Kompetenz, nicht Politik, sollte für den Kunsthistoriker sprechen. In diesen 15 Jahren konnte ich mehr als 22 Ausstellungen realisieren, kleine, große und grandiose.

Wir haben uns bei einer Ausstellung über die Tafelkultur auf der Prager Burg 2011 kennengelernt. Dabei konnten wir einem begeisterten Publikum die von den Habsburgern nach der Abdankung Ferdinands des Gütigen zurückgelassenen Porzellan-tassen zeigen, die wir im Depot ausgegraben haben. Was ist Ihre persönliche Vision im bisherigen Ausstellungsmarathon auf der Prager Burg?

Ich erinnere mich gern an die Zusammenarbeit. Immerhin ist es uns damals gelungen, unseren Bestand an Porzellan, Fayence und Steingut vollständig zu



Tafelkultur der Könige, Präsidenten und Diktatoren, Ausstellung 2011 © Jan Gloc, Prag

präsentieren. Weitere Ausstellungen seither zeigten Sitzmöbel, Gipsabgüsse, Skulpturen, Kerzenleuchter, Vasen, Textilien, wasserbezogene Objekte, Gärten und restaurierte Denkmale.

Würden Sie gern Kaiserin Maria Theresia auf der Prager Burg begegnen? Und was würden Sie ihr sagen? Maria Theresia beauftragte eine Umgestaltung der Prager Burg unter der Leitung des Hofarchitekten Nicolo Pacassi, die zum heutigen Erscheinungsbild



Leihgaben der Wiener Silberkammer für die Ausstellung in Prag 2011, verpackt von Kunsttrans © Jan Gloc, Prag



Als Lektor an der Prager Karls-Universität bilden Sie junge Kunsthistoriker auf außergewöhnlichen Ausflügen und in praxisrelevanten Seminaren aus. Wie steht es um die Nachfolge der böhmischen Kunstgeschichte?
 Ich unterrichte gerne, weil ich dabei junge Menschen treffe. Sie sind so unterschiedlich, unkompliziert und unmittelbar. Einige haben aber ein im Vergleich zu ihrem Wissen übertriebenes Selbstbewusstsein. In meinen Seminaren für mittelalterliche Kunst, Denkmalpflege oder Kunsthandwerk spüre ich echtes Interesse. Diesen Studenten helfe ich liebend gern, ihren ersten Job zu finden, an der Vorbereitung von Ausstellungen und Büchern mitzuwirken oder die richtigen Kontakte zu knüpfen.

Wie stehen Sie zur Aufstellung der Replik der Mariensäule auf dem Altstädter Ring im Juni dieses Jahres?
 Verlegen. Als römisch-katholischer Staatsbürger begrüße ich die Rückkehr der Säule, mit der Prags erfolgreiche Verteidigung gegen die Schweden gefeiert wurde. Als Kunsthistoriker zögere ich, ob eine unvollständige Kopie das frühbarocke Werk von Jan Jiří Bendl ersetzen kann. Diese Säule wird Katholiken und Protestanten nicht versöhnen, besonders nicht zum Jahrestag der Schlacht am Weißen Berg. Wir hätten zuerst das von den Nazis zerstörte Rathaus und dann die Mariensäule wiederherstellen sollen. Darüber hinaus stellt sich eine Reihe von Fragen, wie weit Restaurierung gehen sollte. Werden wir auch den Renaissance-Brunnen und die gusseisernen Kandelaber aus dem 19. Jahrhundert zurückgeben? Oder das mittelalterliche Niveau der Pflasterung um einen Meter senken?

Annette Ahrens, BA ist Kunsthistorikerin und Expertin für historische und aktuelle Tafelkultur. Für Denkmal heute ist sie als Chefredakteurin tätig.

der Prager Burg beitrug. Was keinem der männlichen Herrscher gelang, gelang dieser Frau. Dazu sei der Monarchin gratuliert! Auf seiner der Stadt zugewandten Seite bekam das Gebäude den Charakter einer Schlossresidenz, wenngleich keines verschwenderischen Schlosses. Vielmehr wurde es ein Gebäude, das lange genutzt werden kann und daher als Sitz des Präsidenten der Republik noch heute geeignet ist. Leider soll heuer in der Nähe des Schlosses ein Denkmal für die Kaiserin und tschechische Königin in einer sehr unglücklichen skulpturalen Form errichtet werden, die an eine Schaufensterpuppe erinnert. Dies ist jedoch kein Problem des Schlosses oder Maria Theresias, sondern eines der zeitgenössischen Kunst ...

Auf dem Boden Tschechiens befinden sich etwa 3 000 Burg- oder Schlossanlagen, davon sind rund zehn Prozent der Öffentlichkeit zugänglich. Nur in 48 Fällen wurde nach 1989 einer Restitution stattgegeben. Was bedeutet dieses kulturelle Erbe für den Staat und seine Denkmalpfleger heute?
 Viele europäische Länder leben vom Vermächtnis der Vergangenheit. Sie besinnen sich ihrer Geschichte und versuchen, diese zu verkaufen. Sie leben vom Tourismus. Sehen Sie doch nur, was in Venedig passiert! Natürlich hat die Tschechische Republik in den 30 Jahren seit der „Samtenen Revolution“ auch Fehler gemacht. Übermäßige Konsumgier hat eine Reihe irreversibler Eingriffe in historische Denkmale mit sich gebracht. Beispielhaft für eine skandalöse Annäherung an die Vergangenheit steht die Vergewaltigung der St.-Michael-Kirche als Ort primitivster Unterhaltung. Der Staat spielt zweifellos eine Rolle bei der Pflege des kulturellen Erbes und kann durch Kenntnis der Vergangenheit junge Menschen für die Zukunft fördern. Aber wir werden nicht wissen, wie die Zukunft aussehen wird ...



Die Mariensäule am Altstädter Ring in Prag
 © Annette Ahrens



RAUM FÜR GESCHICHTE

Palais Epstein, Architektur: Theophil von Hansen, Foto: Helga Loidold

BIG

Historische Bauwerke sind Schätze mit Geschichte und Geschichten und geben unseren Städten und Landschaften ein Gesicht. Das Palais Epstein an der Wiener Ringstraße ist nur eines von 350 denkmalgeschützten Gebäuden im Portfolio der Bundesimmobiliengesellschaft. Die historischen Universitätsgebäude, Ministerien, Schulen und Verwaltungsgebäude, für die wir Verantwortung tragen, bedürfen unserer besonderen Umsicht bei der Instandhaltung und Sanierung. Die sorgsame und konsequente Erhaltung historischer Gebäude bedeutet gleichzeitig auch Ressourcenschonung und macht aus Denkmalschutz einen Faktor für den Klimaschutz.

„Der Mensch braucht Wirtschaft und Kultur“

Paul Mahringer

Gehen in der Kulturnation Österreich ökonomische Interessen vor? Wie kann die Wirtschaft dazu animiert werden, in den Erhalt des materiellen kulturellen Erbes zu investieren? Und hat die Corona-Krise unsere Wahrnehmung geändert? Wichtige Fragen, die Denkmal heute an Georg Knill, den neuen Präsidenten der österreichischen Industriellenvereinigung, richtete.

Paul Mahringer: Herr Knill, Sie sind geschäftsführender Gesellschafter eines Technologieunternehmens und seit Juni 2020 Präsident der österreichischen Industriellenvereinigung (IV). Darf ich Sie nach Ihrem persönlichen Bezug zu Kunst und Kultur fragen? Hatten Sie vielleicht auch die eine oder andere Berührung mit dem Thema Denkmalpflege?

Georg Knill: Kultur und Industrie sind enge Verwandte. Beide fördern Weltoffenheit und Neugierde und sind durch ständiges Hinterfragen des Bisherigen wichtige Impulsgeber für nachhaltiges Wachstum und allgemeinen Wohlstand. Mir persönlich ist Kunst und Kultur ein wichtiges Anliegen. Ich darf hier etwa an unser Firmenmuseum „Die Klingenschmiede“ in Weiz erinnern, das die Geschichte der Eisen- und Metallverarbeitung dokumentiert. Denkmalpflege ist für mich als IV-Präsidenten naturgemäß allein deshalb ein Thema, weil unser Haus der Industrie in Wien ein historisch sehr wichtiges Gebäude ist.

Eine kürzlich erschienene, EU-finanzierte ESPON-Studie hat gezeigt, dass das materielle kulturelle Erbe Österreichs im Jahr 2016 knapp 14,8 Milliarden Euro an Umsatz erwirtschaftet hat! Trotzdem hat man in der Kulturnation Österreich das Gefühl, dass wirtschaftliche Interessen vorgehen. Wie sehen Sie das?

Wie bereits angedeutet, sehe ich Kunst und Wirtschaft nicht als Gegenpole. Industrie, Arbeitsteilung und dazugehöriger Handel auf der einen Seite sowie Kultur auf der anderen Seite sind wichtige Werkzeuge der Weltoffenheit und des befruchtenden Austausches zwischen Menschen. Industrie und Kultur sind sozusagen Brückenbauer. Außerdem darf ich daran erinnern, dass Kultur – wie die Industrie – ein unmittelbarer und direkter Wirtschaftsfaktor ist. So ziehen Kultureinrichtungen nicht nur Touristinnen und Touristen an. Sie steigern die Attraktivität einer Region und sind beispielsweise relevanter Pull-Faktor für hochqualifizierte Arbeitskräfte und Talente.

Gerade in der Corona-Krise hat sich gezeigt, welcher Verlust für die Wirtschaft, aber auch für das Wohlbefinden der Menschen die Schließung von Kunst- und Kultureinrichtungen ist. Glauben Sie, dass hier ein Umdenken stattfinden wird oder sich unsere Wahrnehmung verändert hat?

Die Maßnahmen, die gesetzt wurden, um Corona einzudämmen, haben gezeigt, wie wichtig der Austausch zwischen Menschen ist. Der Mensch ist ein soziales Wesen, er braucht materiellen und geistigen Austausch, er braucht Wirtschaft und Kultur. Ich denke aber, dass der Stellenwert, den Kultur in unserer Gesellschaft einnimmt, durchaus hoch ist. Die Krise hat viele Bereiche – so auch die Industrie – massiv getroffen. Nun muss es darum gehen, mit Kraft und Zuversicht die gewaltigen Herausforderungen zu bewältigen. Wir haben den konjunkturellen Tiefpunkt zwar erreicht. Klar ist aber auch, dass der Aufstieg in den meisten Wirtschaftsbereichen steinig wird.

Die private Kunstförderung ist im angloamerikanischen Sprachraum weiter verbreitet als in Europa. Aber selbst in den Niederlanden entfallen acht Prozent des Spendenaufkommens auf den Bereich Kultur, während es in Österreich gerade einmal zwei Prozent sind. Wie können Privatwirtschaft und Industrie trotz der Krise, die alle hart getroffen hat, dazu animiert werden, nicht nur Sportevents zu sponsern, sondern vielleicht auch in den Erhalt des materiellen kulturellen Erbes zu

Georg Knill

Der Präsident der Industriellenvereinigung im Haus am Schwarzenbergplatz
© Industriellenvereinigung, Foto: Alexander Müller

investieren – immerhin ein wichtiger Faktor für den Tourismus und Österreichs Reputation als Kulturnation im Ausland?

Die Steuerstrukturen in Kontinentaleuropa und im angloamerikanischen Raum sind nicht miteinander zu vergleichen. So ist die Steuer- und Abgabenbelastung für Unternehmen bei uns deutlich höher – Österreichs Betriebe haben laut einer PwC-Studie die fünfthöchste Belastung an Steuern und Abgaben zu schultern. Zudem möchte ich daran erinnern, dass Unternehmen maßgeblich im Bereich Forschung, Technologie und Innovation aktiv sind. Ich denke, ein Hebel könnte sein, steuerliche Anreize für private Spenden und Förderungen – nicht nur im Kulturbereich – zu verbessern.

Wie könnten Ihrer Meinung nach, abseits der Forderung nach Steuererleichterungen, Wirtschaft und Industrie Partner der Denkmalpflege werden?

Wir als Industriellenvereinigung sind uns bewusst, dass das Haus der Industrie ein Gebäude ist, das bewahrt werden muss und zum architektonischen Reichtum unserer Stadt beiträgt. Ebenso sind sich unzählige Industrieunternehmen der Bedeutung ihrer Stammhäuser und historischen Produktionsstätten bewusst. Aktuell wäre beispielsweise der Erhalt wichtiger historischer Gebäude und Institutionen, wie sie sich etwa entlang der Ringstraße befinden, ohne die Unterstützung von Industrieunternehmen nicht möglich.

Dr. Paul Mahringer leitet die Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.



Verena Madner

Christoph Bazil: Sie haben Ihre juristische Karriere mit einer Dissertation zum Thema Abfallwirtschaft begonnen, Umwelt- und Klimarecht durchzieht Ihre Laufbahn. Der Umgang mit unseren Ressourcen gefährdet unser Ökosystem wie wohl noch nie in der Geschichte. Können Gesetze, kann die Juristerei so komplexe Themen überhaupt lösen?

Verena Madner: Ich finde Ihre Frage, ob die Rechtswissenschaften da etwas tun können, sehr interessant. Wir stehen aktuell vor ganz komplexen Herausforderungen: Beim Klimawandel, beim Umweltschutz, auch beim Denkmalschutz geht es letztlich um den Schutz von kostbaren Ressourcen. Das Recht allein hat hier nicht die Lösungskompetenz, das ist ganz klar. Umgekehrt glaube ich aber, dass wir Juristinnen und Juristen gute Instrumente und Institutionen bereitstellen, um derart komplexe Themen anzugehen. Das Recht hat sich sehr bewährt, wenn es um das Abgleichen von unterschiedlichen Interessen geht, und das ist es, was wir in diesen Problemlagen dringend brauchen. Gerade unter den Bedingungen von Demokratie und Rechtsstaat haben die von der Rechtsordnung vorgegebenen Prozesse und damit die Rechtswissenschaften eine zentrale Rolle, wenn wir tragfähige Lösungen finden wollen. Da haben Juristinnen und Juristen viel beizutragen.

Recht

Das Recht, die Umwelt und der Denkmalschutz

Christoph Bazil

Über die Möglichkeiten des Rechts, die Bedeutung von Governance und die Chancen partizipativer Prozesse sprach Christoph Bazil mit der Vizepräsidentin des Verfassungsgerichtshofes Verena Madner.

Sie leiten das Institut für Recht und Governance. Mit Governance ist wohl ein gesamtheitlicher Ansatz gemeint, um unsere Probleme zu lösen, der über die Interpretation von Gesetzen weit hinausgeht. Wie kann man sich das vorstellen? Der Rechtsordnung kommt, wie gesagt, eine ganz zentrale Rolle in unserer Gesellschaft zu. Die Rechtswissenschaften geben uns einen formalisierten Rahmen, um zu Entscheidungen zu kommen, man darf aber dabei nicht stehen bleiben. Der Begriff „Governance“ ist – ich sage es offen – etwas schwammig. Es geht darum aufzuzeigen, dass in einer Gesellschaft der Staat nicht allein von oben durch Gesetze hoheitlich den Vollzug steuert. Das ist wichtig, aber das ist eben nicht alles. Es gibt darüber hinaus vielfältige Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, die sich in der Rechtsordnung nicht abbilden lassen. In der Governance-Forschung geht es um die Einsicht, dass der Staat weder die Möglichkeiten noch die Ressourcen hat, alles hoheitlich zu durchdringen und zu steuern. Es wird immer auch ein Zusammenwirken und Prozesse geben, die informeller sind, wo es zum Beispiel darum geht, dass sich Expertinnen und Experten untereinander austauschen, oder Foren, in denen ein umfassender Dialog geführt wird, etwa zu Fragen des Denkmalschutzes oder der Baukultur. Ich halte es für entscheidend, dass die staatlichen Einrichtungen sich auch dialogisch mit der Öffentlichkeit zu diesen Themen auseinandersetzen. Die Governance-Forschung nimmt dieses Gesamtbild stärker in den Fokus.

Wir sehen unsere Denkmale als Teil unserer (baukulturellen) Umwelt, die wir erhalten und positiv weiterentwickeln sollen. Die Erhaltung der „großen“ Denkmale ist heute weitgehend unbestritten, immer wichtiger wird aber die Verschränkung

zwischen den Bundes-, Landes- und Gemeindekompetenzen. Ein alter Erfahrungssatz der Denkmalpflege lautet, dass das Unscheinbare mehr des Schutzes bedarf als die „großen“ Denkmale. In jeder Ecke unseres Landes, in jedem Dorf gibt es ein vielleicht auf den ersten Blick unscheinbares Denkmal. Kann ein von Governance-Ideen getragenes Verständnis einen Mehrwert bringen? Sodusagen die Vorteile einer auf ein gemeinsames Ziel gerichteten „Schwarmintelligenz“? Ihre Frage bringt einen wichtigen Aspekt zutreffend auf den Punkt: Wenn man mit Governance die Schwarmintelligenz anspricht, liegt der Fokus darauf, dass wir den Beitrag der Zivilgesellschaft aufgreifen, das Wissen von „unten“ einfließen lassen, das Gespräch mit der Bevölkerung aufnehmen. Es geht darum, die lebendigen und vielfältigen Initiativen, die es ja vielfach vor Ort gibt, zu stärken und zu ermächtigen, um so mit dem Anliegen des Denkmalschutzes viel stärker in die Breite zu kommen. Das brauchen wir ja, um das Bewusstsein von der Bedeutung des Denkmalschutzes und der Baukultur auch wirklich in der Bevölkerung zu verankern. Ich glaube, dass der hoheitliche vollziehende Staat nur zum Erfolg kommt, wenn die spezifischen Qualitäten von bestimmten Orten gut gesehen und verstanden werden. Sie hätten im Bundesdenkmalamt vermutlich auch gar nicht die Ressourcen, sodzusagen zu jedem Denkmal jemanden zu stellen, der es vor Ort betreut und bewahrt.

Als Bundesbehörde haben wir weitreichende Befugnisse, in das Eigentumsrecht einzugreifen, und berufen uns auf die im Denkmalschutzgesetz verankerte juristische Denkfigur des „öffentlichen Interesses“. In der tatsächlichen Öffentlichkeit werden die Fragen, was wir erhalten und wie wir es erhalten sollen, oft diskutiert. Obwohl es viele Bürgerinitiativen und NGOs in unserem Bereich gibt, sind partizipative Elemente im Denkmalschutzgesetz nicht vorhanden. Wie sehen Sie das Verhältnis zwischen der Partizipation der Öffentlichkeit und dem Schutz der Interessen der Einzelperson?

Das ist ein wichtiges Spannungsfeld. Es ist ganz klar: Partizipation darf nicht die Rechte Einzelner schwächen. Man soll das aber nicht gegeneinander ausspielen, und man muss Partizipation und Einzelinteressen auch nicht zwingend als Gegenpositionen ansehen. Schauen wir zum Umweltschutz: Dort haben wir bei den großen Infrastrukturprojekten die Rechte Einzelner, die ein Projekt realisieren wollen, und deren von der Verfassung garantierte Rechte wie Eigentum, Erwerbsfreiheit etc. Und trotzdem gibt es auf der anderen Seite eine Öffentlichkeit, die zum Beispiel durch Anhörungs- und Stellungnahmerechte in den Entscheidungsprozess mit hereingenommen wird. Das ist innerstaatlich auch von der Entwicklung des Europarechts angetrieben. Damit stärkt man aber auch den Prozess, weil die Interessen offen liegen. Man kann also Partizipation so gestalten, dass dies Rechtsstaatlichkeit im Ergebnis nicht schwächt, sondern unterstützt, weil noch mehr Expertise auf den Tisch kommt. Oft bringen ja private Initiativen Expertisen ein, und es ist das Wissen aus

lokalen Initiativen, die Sie angesprochen haben, das dann in den Prozess Eingang findet. Aber das im Einzelnen adäquat auszugestalten ist natürlich alles andere als einfach, da gebe ich Ihnen recht.

Eine Ihrer aktuelleren Publikationen trägt den Titel „Abwägung, Prognoseentscheidung, Planungsentscheidung“. Das wäre auch ein Leitmotiv für den Umgang mit unserem Kulturerbe.

Ich würde das genau so sehen (lacht). Der von Ihnen angesprochene Beitrag hat sich spezifisch mit den Befugnissen von Verwaltungsgerichten in der Nachkontrolle befasst. Doch gerade in einem Bereich wie dem Denkmalschutz, wo breit abgefasste Interessenabwägungen auf dem Programm stehen, sind natürlich Abwägung und Prognose ganz wichtige Elemente. Überall dort, wo es um breite Interessenabwägungen geht, ist die Ermittlung der Grundlagen ganz wichtig, und eben bei dieser Grundlagenermittlung können vielfältige Formen von Beteiligung hilfreich sein.

Sie haben am Beginn Ihrer Karriere auch im Völkerrechtsbüro gearbeitet. Österreich ist seit jeher sehr aktiv im Rahmen des Europarates und der UNESCO. In den internationalen Konventionen werden die gemeinsame Verantwortung, der gegenseitige Respekt und – wenn ich das so flapsig formulieren darf – die Neugierde auf andere Kulturen betont. In den vergangenen Jahren scheint es aber mehr um ein Hervorstreichen der eigenen Bedeutung zu gehen. Im Bereich der Welterbekonvention gibt es z. B. einen Wettlauf der europäischen Staaten um die Plätze auf der Welterbeliste. Sollten hier nicht der internationale Austausch und die gegenseitige Hilfe wieder stärker in den Vordergrund rücken?

Ich finde diese Einschätzung sehr interessant. Ich könnte mir vorstellen, dass die Entwicklung, die Sie hier beschreiben, eine negative Begleiterscheinung davon ist, dass wir alle Lebensbereiche immer stärker kommerzialisieren. Dieses Konkurrenzdenken, der Wettlauf um einen Spitzenplatz auf einer Liste oder in einem Ranking zieht sich durch sehr viele Bereiche. Es ist natürlich schade, wenn das auch auf der internationalen Ebene des gemeinsamen Kulturerbes angekommen ist. Gerade in der momentanen Krisensituation sieht man aber auch, wie wichtig es ist, dass wir uns langfristig und nachhaltig austauschen und nicht den kurzfristigen Erfolg suchen. Internationale Begegnungen, die Möglichkeit, andere Kulturen vor Ort zu erfahren: Das ist etwas, was wir gerade jetzt langfristig stärken müssen. Möglicherweise bietet die Krise eine Chance, dass jetzt ein Umdenken für die Zeit danach einsetzt. Ich denke, für den internationalen Bereich wäre das tatsächlich eine wichtige Ausrichtung: Austausch von Erfahrungen, gegenseitige Unterstützung versus Konkurrenz um einen Platz auf der Welterbeliste.

Dr. Christoph Bazil ist Präsident des Bundesdenkmalamtes.



Nachhaltigkeit

Hotelier Florian Weitzer

und das Kurhaus Semmering – alles andere als Halbzeit

Annette Ahrens

Für einen Unternehmer, der in Graz und Wien tätig ist, scheint der Semmering der geeignete Ort, um zur Halbzeit eine Pause einzulegen. Für den Grazer Hotelier Florian Weitzer ist der Sommerfrischeort der Monarchie freilich mehr als eine Ruhestätte. Annette Ahrens befragte ihn zu seiner Vision für das von ihm angekaufte Kurhaus Semmering.

Annette Ahrens: Das von Ihnen geführte Familienunternehmen betreibt Restaurants und Hotels in Graz und Wien. Aufsehen erregt Ihr letzter Ankauf, das Kurhaus Semmering. Verbinden Sie mit dem Semmering Kindheitserinnerungen?

Florian Weitzer: Nein, überhaupt nicht. Ich bin waschechter Grazer, wir haben unser Land und unsere Berge vor der Haustür. Aber ich liebe diesen einen Blick, diesen gewissen Blick vom alten 20-Schilling-Schein, diesen Blick auf die Ghegabahn, und den hat man genau vom Kurhaus Semmering aus.

Auf dem Semmering sind ja zahlreiche Häuser zu kaufen, kleinere, aber auch viel größere. Was hat Sie am Kurhaus Semmering am meisten fasziniert?

Ich bin Hotelier, das Kurhaus ist das perfekte Haus für uns, denn der Semmering ist ein Ort der Entschleunigung. Ausschlaggebend ist für unser Unternehmen die beispielbare Größe des Hauses.

Sie haben sich intensiv mit der Geschichte des Ortes, seinen vielen Darstellungen in Postkartenform, Gemälden und Erinnerungsstücken beschäftigt. Welche Quintessenz ziehen Sie aus dieser Wissenslage?

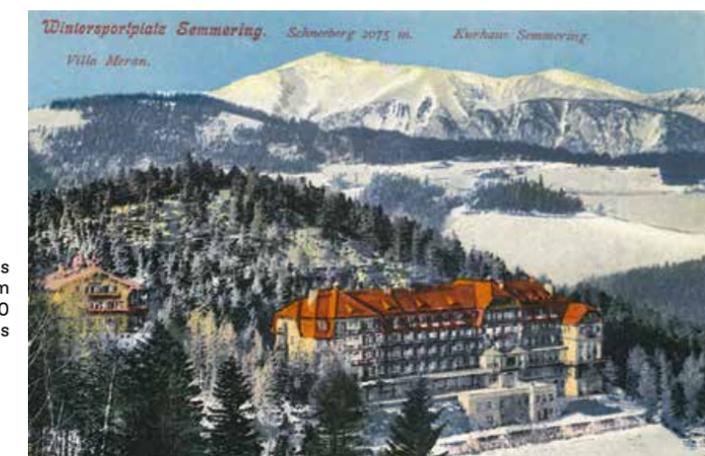
Das Kurhaus Semmering braucht keine ausgefuchste Marketingstrategie, sondern steht so ehrlich da, wie man es auch gerne als Gast besuchen möchte. Es ist eben ein Haus mit Geschichte. Das zieht mich an. Der Semmering ist, ähnlich wie Bad Gastein, zum Wachküssen bereit. Konkret haben wir noch nichts vor. Eine Fertigstellung innerhalb von drei Jahren wäre mehr als sportlich bis unmöglich.

Kann Denkmalschutz wirtschaftlich sein? Oder ist er nicht eher nur ein Hindernis?

Ganz im Gegenteil, ich finde Häuser mit Vergangenheit faszinierend und suche diese ganz bewusst. Warum sonst hätte ich genau diese Standorte gewählt? Vergessen Sie nicht, dass immerhin drei meiner fünf Hotels unter Denkmalschutz stehen.

Florian Weitzer in seinem Kurhaus © Weitzer Hotels, Foto: Hans Schrotthofer, Langenwang

Postkarte des Kurhauses Semmering im Winter, um 1900 © Weitzer Hotels



Sehen Sie das Bundesdenkmalamt als Drehscheibe, wo Wissen um unser kulturelles Erbe verwahrt wird? Würden Sie dort gerne im Archiv stöbern?

Selbstverständlich, für meine planenden Architekten und Baumeister ist es eine wichtige Anleitung, ein historisches Back-up, in welche Richtung der Hase im Einklang mit heutigen Anforderungen an eine Nutzung als Hotel, Restaurant und Rückzugsort für den Städter laufen sollte. Für wertvolle Hinweise bin ich dankbar, wobei wir schon selbst viel altes Bildmaterial vom Kurhaus Semmering in der Sonne wie im Schnee recherchiert haben.

Das Kurhaus Semmering war 1907 von den beiden Architekten Franz von Krauß und Josef Tölk im Auftrag Karoline von Neumanns als hochmoderner Stahlbetonbau mit hoffmanneskem Speisesalon errichtet worden. Wie sieht Ihre Vision für Ihre Hotelbetriebe aus, vor allem für den stattlichen Kasten mit dem Charme vergangener Tage?

Gerade im heurigen Sommer haben viele Österreicherinnen und Österreicher festgestellt, wie schön unsere Heimat ist, und nicht zwingend das Ausland aufgesucht. Umso dringlicher wird plötzlich ein Rückzugsort für den Städter, zum Beispiel in den Bergen. Nur eine Stunde von Wien entfernt hat der Semmering etwas zu bieten, sowohl im Sommer als auch im Winter. Sind Sie schon einmal auf der Terrasse gesessen, wenn alles vom Schnee angezuckert ist? Mehr braucht man gar nicht, nicht einmal mehr Schnee für das Skifahren.

Was halten Sie von Gästen, die auf ihren Reisen ständig schön wohnen und gut essen wollen?

Fabelhaft, der perfekte Gast. Wobei wir immer schon auf den heimischen Gast gesetzt haben. Wissen Sie, als Grazer unterscheidet man nicht, ob Wiener oder Tiroler. Das kommt uns jetzt zugute, denn unsere Restaurants besuchen gern Einheimische.

Das Kurhaus Semmering im Juli 2020
© Weitzer Hotels, Foto: Renate Schwarzmüller, Wien



Das Kurhaus Semmering im Juli 2020
© Weitzer Hotels,
Foto: Renate Schwarzmüller,
Wien

Welche gesellschaftlichen Konventionen gehen Ihnen auf die Nerven?

Das habe ich mir noch nie überlegt ... Aber würden Gäste mit ihren Stiefeln im Bett schlafen, würde mich das vermutlich stören. Aber Gott sei Dank tun sie das eh nicht. Sie freuen sich eher über unsere edle Bettwäsche (lacht).

In Ihrem Hotel Grand Ferdinand an der Wiener Ringstraße können Menschen mit kleinerem Budget im Achtbettzimmer nächtigen; so ermöglichen Sie direkt am Prachtboulevard eine unvergessliche Nacht. Woher rührt Ihre Menschlichkeit im Dasein als harter Geschäftsmann?

Für mich stellt sich da gar keine Frage, das wird eben gemacht. Außerdem macht es das Haus deutlich jünger. Jetzt, zu Corona-Zeiten, können wir dieses Zimmer leider nicht anbieten, im besten Fall nur an eine nachgewiesene Wohngemeinschaft.

Träumen Sie davon, einmal in Schloss Schönbrunn zu übernachten?

Allemaal würde ich gern einmal dort übernachten, ich würde sogar auf dem Feldbett des Kaisers einen seligen Schlaf finden. Das einzige Mal, dass ich kaum geschlafen hab, war in den ersten drei Wochen des Lockdowns im Frühjahr 2020. Da waren wir im Blindflug unterwegs. Diese Unsicherheit, wohin die Reise geht, gebündelt mit der Verantwortung für immerhin 600 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ist ein bisher unbekannter Spagat. Aber es kam so viel zurück. Überwältigend war für mich die hohe Akzeptanz und Dankbarkeit meiner Mitarbeiter ihrem Arbeitgeber gegenüber. Ich musste keinen Einzigen kündigen. Das ist wahrlich ein Geschenk. Das ist noch besser, als einmal in Schönbrunn zu übernachten (lacht).

Das Kurhaus Semmering im Juli 2020
© Weitzer Hotels,
Foto: Renate Schwarzmüller,
Wien

Annette Ahrens, BA ist Kunsthistorikerin und Expertin für historische und aktuelle Tafelkultur. Für Denkmal heute ist sie als Chefredakteurin tätig.



Denkmal kinder

Denkmalhund Emil

Die Eisenstraße Vom Arschleder und von der Ofensau

Karin Derler

Liebe Erwachsene, bleibt cool!

„Arschleder“ und „Ofensau“ sind Fachbegriffe aus dem Bergbau, die ich gleich erklären werde. Ich, Emil, Denkmalhund des Bundesdenkmalamtes, bin zwar ein ganz normaler Hund, habe aber eine große Leidenschaft: Denkmale! Ein Denkmal kann ein Gebäude oder ein Bild sein – auf jeden Fall etwas, was an früher erinnert und was man deshalb schützen muss. Klingt vielleicht langweilig, ist es aber nicht. In jedem Denkmal stecken Geschichten von Menschen, die sie geschaffen, dort gelebt oder gearbeitet haben. In Österreich bemüht sich das Bundesdenkmalamt darum, die Denkmale zu erhalten, damit wir alle auch in Zukunft lange etwas davon haben. Darum mach ich dort mit! Heute besuchen wir einen Teil der steirischen Eisenstraße: Wir starten am Erzberg und sehen uns dann die Denkmale in Vordernberg an.



Der Wassermann im Schaubergwerk Abenteuer Erzberg erinnert an die Sage. © August Zobel, 2018



Kinder auf dem Hauly © August Ziebl, 2019

Der Erzberg

Über den Präbichl führt uns die Erzbergbahn bis zum Bahnhof Erzberg. Von dort fahren wir mit dem Hauly weiter, einem umgebauten Schwerlastkraftwagen mit 860 PS. Viele Jahre hat er das Erzgestein abtransportiert. Heute sitze aber ich höchstpersönlich hoch oben auf dem Hauly und rumple über die stufenförmigen Etagen des Erzberges, den man seiner Form wegen auch „steirische Pyramide“ nennt – er ist übrigens größer als die größte Pyramide in Ägypten! Sein heutiges Aussehen verdankt der Berg dem stufenförmigen Tagbau. Ob ihr es glaubt oder nicht: Die höchste Etage, die Erzbergspitze mit 1465 Metern, heißt Emil! Der Erzberg ist die bedeutendste Erzlagerstätte der Alpen und der größte Tagbau Mitteleuropas. Seit 1 200 Jahren wird – und das heute immer noch! – rund um die Uhr Erz abgebaut, weitertransportiert und unter anderem zu Stahl verarbeitet. Habt ihr gewusst, dass in Leoben-Donawitz die längsten Eisenbahnschienen der Welt erzeugt werden? Die sind 120 Meter lang!

Der 1465 Meter hohe stufenpyramidenförmige Erzberg © August Ziebl 2016



Die Gerberei Salzer in Eisenerz verarbeitete Tierhäute zu Leder. Das benötigt man für viele Dinge: Hosengürtel, Autositze, Schuhe ... Fällt dir noch etwas ein? Früher waren auch Schultaschen und Federpennale daraus. Und natürlich das **Arschleder**, das Bergleute wie einen Gürtel umbanden. Es hatte mehrere Funktionen: Hing es hinten weit herunter, schützte es vor Kälte und Nässe, wenn sich der Bergmann hinsetzte oder anlehnen musste; hatte er es dagegen nach vorne gedreht, konnte er es wie eine Schürze verwenden und damit Gestein transportieren!

Die Sage vom Erzberg

Die Sage vom Erzberg erzählt von einem Wassermann, der in einer Grotte am Leopoldsteiner See nördlich von Eisenerz lebte. Den Menschen war das seltsame Wesen nicht geheuer, und so fingen sie es mit einer List ein. Sie machten es betrunken und müde. Ans Ufer legten sie mit Pech beschmierte Kleidung, auf dass diese beim Anziehen am Wassermann haften bliebe. So konnten sie ihn leichter fangen, sonst wäre er ja viel zu glitschig gewesen! Und seine Freilassung ließen sie sich dann teuer bezahlen. Der Wassermann bot ihnen Gold für kurze Zeit, Silber für Jahre, aber Eisen für immer an. Dabei zeigte er auf den Erzberg und sprach: „Nun wählet schnell auf dieser Stell! Erwägt es klug, dann habt genug!“ Die Männer entschieden sich für das Eisen, das bis heute abgebaut wird und der Stadt Eisenerz sogar ihren Namen gab. Manchmal hört man die Menschen in der Region auch „Brotlaib“ zum Berg sagen, weil er ihnen Arbeit und damit Geld für Nahrung gibt.

Erzherzog Johann (1782–1859), Sohn Kaiser Leopolds II. und Enkel von Kaiserin Maria Theresia, setzte sich sehr für die Menschen in der Steiermark ein. Er wird daher gern „der steirische Prinz“ genannt. Damals war die wirtschaftliche Lage nach den Franzosenkriegen schlecht. Erzherzog Johann modernisierte den Bergbau, betrieb dafür sogar in England „Industriespionage“. Das bedeutet, dass er sich Betriebe anschaute, die Erfahrung hatten und gut funktionierten, und dieses Wissen brachte er in die Steiermark. Auch die Ausbildung der Menschen war ihm wichtig. So entstand in Vordernberg ein Lehrgebäude, das heutige „Raithaus“ – es war der Vorläufer der Montanuniversität in Leoben. Erzherzog Johann war selbst Radmeister und hatte ein prunkvolles Haus in Vordernberg.



Die Radwerke

Jetzt aber einmal ehrlich! Hättet ihr vermutet, dass sich entlang der steirischen Eisenstraße auch Denkmale finden lassen? Dabei handelt es sich vielfach um Industriebauten, die im Gegensatz zu einer Statue auf einem Marktplatz ja keine „gewollten Denkmale“ sind. Ursprünglich wurden sie nämlich als Zweckbauten errichtet und erst durch ihre Geschichte zum Denkmal. Die historische Entwicklung von Technik und Industrie, ihr Zusammenspiel mit der Arbeitswelt und dem Lebensalltag der Menschen machen sie erhaltenswert. Die Eisenhütten, Hochöfen und Eisenbahnbauten erzählen spannende Geschichten und prägen den Charakter dieser Landschaft.

Neben den Denkmalen der Handwerks- und Technikgeschichte gibt es aber auch die stattlichen Häuser der Radmeister. So nannte man die Besitzer der Radwerke, und die versuchten, sich in Prunk und Ausstattung gegenseitig zu überbieten. Die Radwerke waren übrigens die ersten Hochöfen zur Eisengewinnung – nicht, dass ihr glaubt, dass die dort Fahrräder produziert haben! Zirka 1 500 Grad musste es in solchen Öfen haben, damit das Gestein zum Schmelzen gebracht werden konnte. Für den Antrieb sorgten Wasserräder, daher auch der Name „Radwerk“. Allein in Vordernberg gab es 14 davon, und sie alle lagen am Wasser. Das Radwerk IV aus dem 19. Jahrhundert ist der einzige noch voll ausgestattete Holzkohlenhochofen weltweit und heute ein Museum. Dort findest du übrigens auch die Ofensau: So nennt man den Rückstand, der sich am Boden des Hochofens absetzt, nachdem das Roheisen ausgeflossen und erstarrt ist.

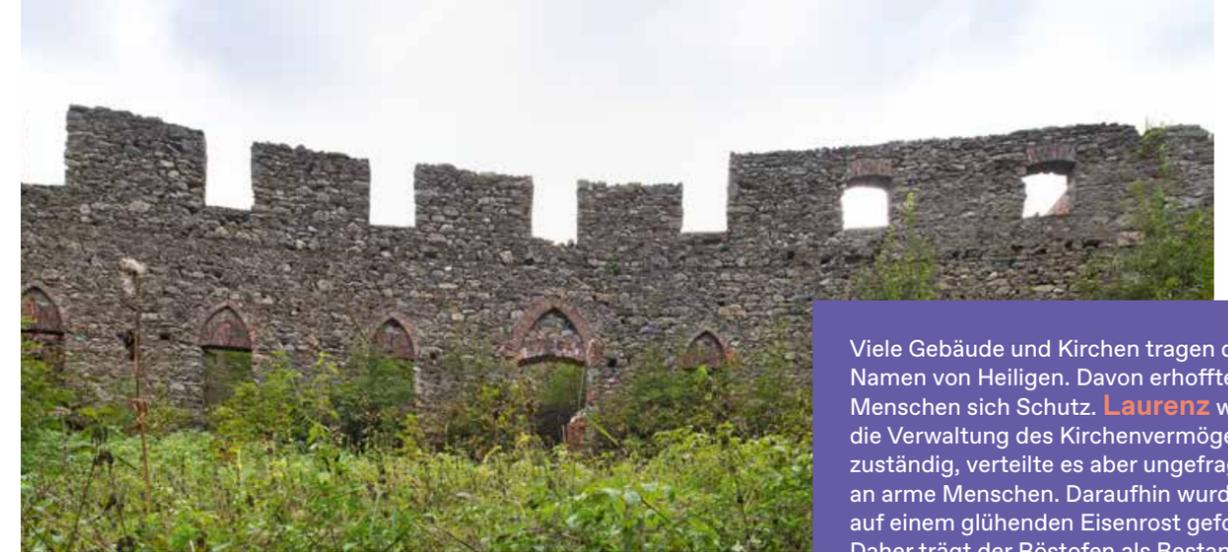


1846 wurde das Radwerk IV gebaut und stand bis 1911 in Betrieb. Bereits 1928 erkannte man, wie bedeutend es ist, und daher wurde es damals schon unter Denkmalschutz gestellt. Seit 1959 ist es Hochofen- und Eisenmuseum. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Das Raithaus war die Montanlehranstalt, ein Vorläufer der Universität in Leoben. In der Lehrfrischhütte wurde den Studierenden die Praxis des Stahlfrischens demonstriert – so nennt man die Veredelung des Roheisens zu Stahl. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Roheisenrückstand am Boden des Hochofens, genannt „Ofensau“ © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Die Röst war zwar ein Industriebau, dennoch bemühte man sich darum, diesen als ansprechende Architektur mit Spitzbögen zu errichten. © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Laurenzi-Röst und Laurenzikirche

Natürlich kann nicht aus jedem dieser historischen Bauten ein Museum werden. Auf der steirischen Eisenstraße gibt es aber viele davon. Teil des Montanhistorischen Museumsensembles hier sind etwa der steinerne Ofenstock und das Gebläsehaus vom Radwerk III mit dem frühesten Typ einer Dampfmaschine auf österreichischem Boden. Manche sind auch nur mehr als Ruine vorhanden wie die Laurenzi-Röst. Die am Erzberg abgebauten Erze wurden im 19. Jahrhundert zu dieser Röstanlage transportiert und geröstet, was ein Erhitzen des Materials bedeutete. Dadurch wurden die im Gestein vorhandene Kohlensäure und der Schwefel ausgetrieben. Übrig blieb ein für den Schmelzvorgang in den Hochöfen der Radwerke hochwertigeres Material.

Neben der Laurenzi-Röst liegt die Laurenzikirche, die von einer Ringmauer umgeben ist. Wenn du genau schaust, findest du sogar Schießscharten. Die Kirche bot also auch Schutz, die Menschen konnten sich dort verstecken und auch verteidigen.

Mag.ª Karin Derler ist Mitarbeiterin in der Abteilung Steiermark im Bundesdenkmalamt.

Und wie findet ihr das?
Ich finde das einfach
WAU!

Denkmahlhund Emil schnüffelt für das Präsidium im Bundesdenkmalamt und freut sich auf deine Nachricht an emil@bda.gv.at.



Viele Gebäude und Kirchen tragen die Namen von Heiligen. Davon erhofften die Menschen sich Schutz. **Laurenz** war für die Verwaltung des Kirchenvermögens zuständig, verteilte es aber ungefragt an arme Menschen. Daraufhin wurde er auf einem glühenden Eisenrost gefoltert. Daher trägt der Röstofen als Bestandteil der Erzförderanlage vom Präbichl bis nach Vordernberg seinen Namen, und auch die Kirche daneben ist dem Heiligen geweiht. Laurenz starb als Märtyrer. So bezeichnet man jemanden, dem es so wichtig ist, sich für seinen Glauben einzusetzen, dass er dafür auch Qualen oder den eigenen Tod in Kauf nimmt. Das Wort „Märtyrer“ kommt aus dem Griechischen und bedeutet „Zeuge“. „Zeugen des Glaubens“ gibt es in vielen Religionen.



Die Laurenzikirche © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Denkmal kultur

Jubilär

Die Beethoven- Büste von Wotruba

Ulrike Emberger



Im Gegensatz zu den archaischen, weitgehend abstrakten Menschendarstellungen, die dem österreichischen Bildhauer Fritz Wotruba zu internationaler Berühmtheit verhelfen, zeichnet sich die denkmalgeschützte Büste Ludwig van Beethovens aus der Frühzeit des Künstlers durch Porträthaftigkeit und Expressivität aus. Sie befindet sich heute im Beethoven-Haus am Heiligenstädter Pfarrplatz in Wien-Döbling.

„... das beweglich nervöse Spiel der Muskelstränge des Gesichts ist im Allgemeinen nicht bedeutend genug, um es festzuhalten ...“

(Fritz Wotruba, „Schriften zum Werk“, 1967)

Porträts finden sich selten in Fritz Wotrubas bildhauerischem Werk, weil dem Künstler das kollektive Menschenbild wichtiger erschien als die Darstellung der individuellen Einzelperson. Wenn er sich jedoch bereit erklärte, Porträtaufträge anzunehmen, bewies er herausragendes Talent – nicht primär in der realistischen Wiedergabe, sondern im Erschaffen „psychologischer Charakterbilder“. Inspiriert von den Wiener Beethoven-Denkmalen Anton Fernkorns (1863) und Caspar von Zumbuschs (1880), zeigt Wotruba den Giganten der Musikwelt mit strengem, in die Ferne gerichtetem Blick, wulstförmigen Augenbrauen und nach unten gezogenen Mundwinkeln. Er verzichtet auf Kragen und Revers und beschränkt sich auf den Kopf des Komponisten, den er streng frontal ausrichtet. Damit gewinnt das Haupt an Schärfe und Eindringlichkeit, bekommt aber auch eine Aura des Unnahbaren. Das Bronzobildnis aus der Hand des erst 18-jährigen Bildhauers zielt nicht auf ästhetische Verfeinerung der bekannten Vorbilder, sondern auf Betonung des Charakters einer unbeirrbaren Musikerpersönlichkeit.

Unikale Arbeit aus der Frühzeit des Künstlers

Nach neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen ist der „Beethoven-Kopf“ als Aufnahmearbeit Wotrubas für die Wiener Kunstakademie zu betrachten. Das zugehörige Tonmodell ist demnach das Resultat der achttägigen Probearbeit zur Aufnahme in die Bildhauerklasse von Prof. Hans Bitterlich, die dem jungen Mann allerdings wegen Aufsässigkeit verweigert wurde. Wotruba ließ daraufhin die Büste in Bronze gießen und bewarb sich für die Bildhauerklasse Anton Hanaks an der Kunstgewerbeschule – diesmal mit Erfolg. Am Hals des Porträtierten ist die Datierung „1925“ eingraviert, womit der Zusammenhang einerseits mit der Aufnahmeprüfung, andererseits mit den bereits laufenden Vorbereitungen für die Feierlichkeiten zum 100. Todestag Beethovens im Jänner 1927 bestätigt wird.

Der Bronzekopf stellt eine unikale Arbeit aus der Frühzeit des jungen Künstlers dar, zu der sich weder das Tonmodell noch vorbereitende Studien erhalten haben. Er markiert den Beginn der bildhauerischen Laufbahn Fritz Wotrubas, der heute als der bedeutendste Protagonist der österreichischen Bildhauerei des 20. Jahrhunderts gefeiert wird.

Wotrubas „Beethoven“ wurde im Rahmen einer Kunst-Versteigerung mit „Ausfuhrverbot“ belegt und von Dkfm. Hans Schmid erworben. Aufgrund der besonderen künstlerischen Bedeutung erfolgte kurze Zeit später die Unterschutzstellung der Bronzeplastik.

Fritz Wotruba (Wien 1907 – 1975 Wien) gilt als der bedeutendste österreichische Bildhauer des 20. Jahrhunderts. Nach seiner Ausbildung und Jahren der Emigration, die er in der Schweiz verbrachte, schuf Wotruba 1946 die Steinfigur „Weibliche Kathedrale“, die zum Sinnbild des zerstörten Stephansdoms und zum Hoffnungsträger für eine ganze Generation wurde. Ab den 1950er-Jahren nahm er vermehrt Aufträge für den öffentlichen Raum an und widmete sich bühnen- und kostümbildnerischen Tätigkeiten. Ein Hauptwerk der Spätzeit ist die berühmte Dreifaltigkeitskirche in Wien-Mauer, eine Verbindung von Architektur und Skulptur in freier Landschaft. Aus Wotrubas Schule gingen zahlreiche namhafte Bildhauer hervor, darunter Josef Pillhofer, Joannis Avramidis und Alfred Hrdlicka.



Porträt Ludwig van Beethoven, Bronzeguss, grüne Patina; Höhe: 39 cm; signiert und datiert „F. Wotruba 1925“
© BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl



Fritz Wotruba in seinem Atelier in der Böcklingstraße in Wien mit Studierenden, 1959
© Fritz Wotruba Privatstiftung, Wien, Foto: Erich Lessing

Ein prominenter Heuriger und eine außergewöhnliche Sammlerpersönlichkeit

Dass sich die Beethoven-Büste heute im Beethoven-Haus am Pfarrplatz in Wien-Heiligenstadt befindet, ist, wie Hans Schmid erklärt, „einfach Zufall“. Ebenso war es Zufall, dass Schmid vor 14 Jahren spontan das „Rote Haus“, ein Weingut am Nussberg in Döbling, und kurze Zeit später den Heurigen „Mayer am Pfarrplatz“ samt Weingarten erwarb, obwohl er sich geschworen hatte, von der Gastronomie die Finger zu lassen.

Der aus Kärnten stammende vielseitige Unternehmer, Hotelier, Winzer und Heurigenwirt hatte schon während seines Studiums an der Wirtschaftsuniversität Wien mit dem Sammeln von Kunst begonnen. Anfangs waren es Grafiken, später Werke aus dem Nötscher Kreis, dazwischen immer wieder Arbeiten zeitgenössischer Künstlerinnen und Künstler, die sich mit Privatverkäufen über Wasser halten mussten. Für die Werke von Maria Lassnig und Otto Muehl hegt er eine besondere Bewunderung – sie gehören zu den „Highlights“ seiner Sammlung. Dass er den schriftlichen Nachlass von Christine Lavant vor Zerteilung und Verlust retten konnte, erfüllt Hans Schmid heute mit Stolz. Und dass der Wotruba-Kopf unter

Denkmalschutz steht und nicht ins Ausland verbracht werden darf, sieht er nicht als schmerzhaftes Einschränkung. Er war beeindruckt von der meisterhaften Arbeit, als er sie in einem Wiener Auktionshaus entdeckte, vor allem von den charakteristischen Zügen des Komponisten.

So entstand die Idee, den Beethoven-Kopf mit dem Beethoven-Haus am Heiligenstädter Pfarrplatz zusammenzuführen. In dem aus dem 17. Jahrhundert stammenden Gebäude hatte der Komponist 1817 eine kleine Wohnung bezogen, um sich von seinen körperlichen und psychischen Krankheiten zu erholen. Die Gäste genießen nun nicht nur den idyllischen Gastgarten, sondern auch die Atmosphäre des geschichtsträchtigen Ortes. Und für Wotrubas Bronzekopf wird im Zuge der Neugestaltung der Innenräume ein geeigneter Standort eingerichtet.

In diesem Sinne möchte Hans Schmid seinen „Beethoven“ mit seinen Gästen teilen.

Dr.ⁱⁿ Ulrike Emberger ist Leiterin der Abteilung für bewegliche Denkmale – Internationaler Kulturgütertransfer im Bundesdenkmalamt.



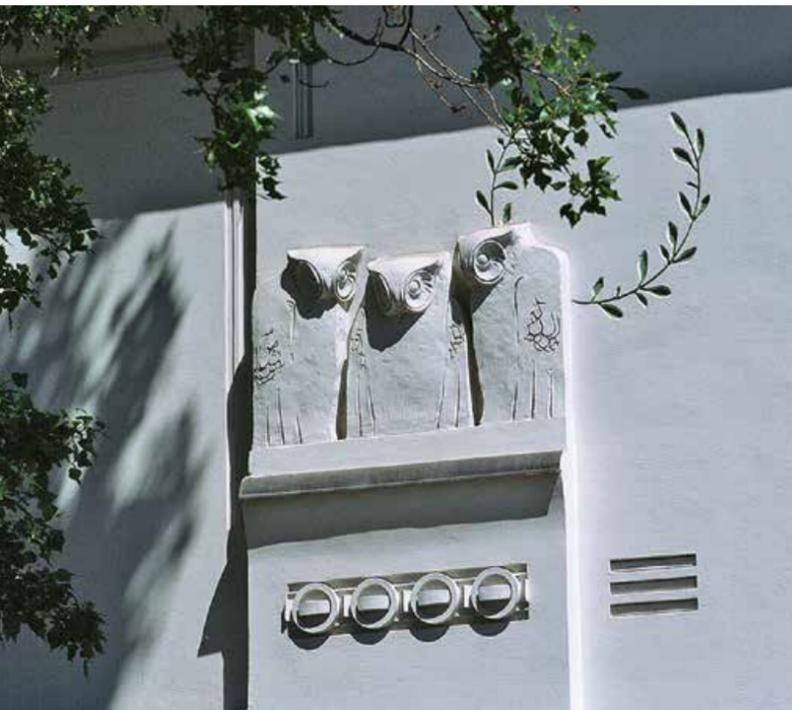
Kunstkäuze

Andreas Lehne

Wieder spürt Andreas Lehne winzige Details und unauffällige Objekte auf, die den Charakter eines Ortes prägen. In der Kolumne „Bedeutsame Belanglosigkeit“ wird der Aufgabe, auffällig Unauffälliges zu finden, erfolgreich nachgegangen.

Man braucht keine künstlichen Eulen mehr nach Wien zu tragen, schließlich gibt es gar nicht so wenige davon im Wiener Stadtbild. Dicht ist der Bestand etwa am Karlsplatz mit den kleinen Eulen an der Secession und dem riesigen Tier, das an der Ecke der TU-Bibliothek sitzt bzw. steht. Als Begleiter der Athene gilt dieser Vogel als Symbol der Weisheit; sein weiches Gefieder und das menschenähnliche Gesicht mit den großen Augen machen ihn für künstlerische Darstellungen attraktiv.

Ein besonderes Exemplar findet sich an einer stark frequentierten Kreuzung im 14. Bezirk. Felber- und Linzer Straße treffen hier auf die auf Schönbrunn zuführende Johnstraße; hinter der Unterführung der Westbahn erblickt man die Hauptfassade von



Eulen an der Secession © Andreas Lehne

Schloss Schönbrunn. Am östlichen Eckhaus Johnstraße 2/ Felberstraße 126 befindet sich die Metallplastik eines hohlen Weidenbaumes. Darin hat eine Eule Platz genommen, die den örtlichen Straßenverkehr beobachtet. Fast jeder Vorüberfahrende wird diese Skulptur schon gesehen, wohl nur wenige werden sie aber betrachtet haben. Nimmt man sie aus der Nähe in Augenschein, bemerkt man noch einen zweiten, rabenartigen Vogel auf einem Zweig an der linken Hausseite. Der Weidenbaum ist genau an der Hausecke platziert, streckt seine belaubten Zweige daher im rechten Winkel aus, was der Reliefplastik buchstäblich Dreidimensionalität verleiht. Schaut man nun noch genauer hin, erkennt man eine Inschrift, die leider schwer lesbar ist. Sie nennt nicht nur Urheber und Entstehungsjahr, sondern erläutert auch den historischen, topografischen und ethymologischen Hintergrund der Darstellung. Demnach handelt es sich um eine Schöpfung von Josef Heu, einem steirischen Künstler, der von 1876 bis 1952 gelebt hat; sein prominentestes Werk in Wien ist die Marmorgruppe „Ursprung der Quelle“ im Wiener Stadtpark. Datiert ist die Baumskulptur mit „1937“. Das ist wohl auch das Baujahr des Hauses; es handelt sich dabei nicht um einen Gemeindebau des „Roten Wien“, wie man zunächst vielleicht annehmen würde, sondern um einen Wohnbau, der zur Zeit der „Kanzlerdiktatur“ im Zuge ihres Wiener Assanierungsprogramms errichtet wurde. Die Inschrift lautet: „Das benachbarte Ried, nach den Felbern (Weiden) benannt und 1669 in einer Urkunde erwähnt, gab der Straße ihren Namen.“ Wir werden also nicht nur über die Herkunft des Straßennamens und über historische botanische Gattungsbezeichnungen belehrt, sondern auch an die bekannte, aber doch selten reflektierte Tatsache erinnert, dass überall dort, wo heute Stadt ist, einmal Landschaft war. Sind wir darüber hinaus entsprechend kauzig und nachdenklich gestimmt, dann verweist der etwas holprige Text auf Wandel und Begrenztheit alles Irdischen, ja, er vermag auch unseren Möglichkeitssinn zu aktivieren: „Wenn einst hier Weiden gestanden sind, wer weiß, vielleicht werden einst hier wieder Weiden stehen.“

Dr. Andreas Lehne ist Pensionist und ehemaliger Leiter der Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.



Metallplastik eines hohlen Weidenbaumes mit Eule © Andreas Lehne

denk mal GESTERN: Denkmal heute

Gabriele Roithner

In den Räumlichkeiten des Bundesdenkmalamtes in Wien ist aktuell die achte Fotoausstellung der Organisation zu sehen. Darin veranschaulicht sie das Werden der österreichischen Denkmalpflege. Den Beginn setzte die „k. k. Zentralkommission für

Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale“ als Vorgängerinstitution des Bundesdenkmalamtes. Sie wurde am 31. Dezember 1850 von Kaiser Franz Joseph I. gegründet.

Horn, Kirchenplatz, Zustand von 1937, Foto von 1960 © W. Andraschek, Horn



Horn, Kirchenplatz, aktueller Zustand, Foto von 2012 © BDA, Foto: Irene Dworak

Die aktuelle Fotoausstellung im Bundesdenkmalamt macht anhand zeitgenössischer Fotografien, die von der Restaurierung der Fassade des Hauses Kirchenplatz 3 in Horn erstellt wurden, die verschiedenen Wege anschaulich, die mit den Ende des 19. Jahrhunderts gebräuchlichen Restauriermethoden gegangen werden konnten.

Das aus dem 16. Jahrhundert stammende Gebäude wurde im 18. Jahrhundert teilweise verändert (Fensterumrahmungen, Dreieckgiebel). 1899 entdeckte man bei Färbelungsarbeiten unter der Tünche des 18. Jahrhunderts Sgraffiti aus dem 16. Jahrhundert und begann mit deren Freilegung. In einigen Bereichen zeigten sich, bedingt durch den Umbau des 18. Jahrhunderts, große Fehlstellen sowie ein fragmentarischer Zustand der figuralen Darstellungen und des Dekors.

In die Zeit der nun folgenden Restaurierung fällt das kurze Wirken Alois Riegls als Generalkonservator der Zentralkommission (1903–1905), das zu einer modernen Denkmalpflege mit neuen, heute noch gültigen Denkmalwerten führte. Er schuf den Begriff des „Alterswertes“ und setzte sich für das

Bewahren und Sichtbarmachen des vorhandenen alten bzw. gewachsenen Bestandes ein.

Die nach seinen Vorschlägen durchgeführte Restaurierung in Horn folgte zunächst seinen Grundsätzen. Diese wurden jedoch letztendlich zugunsten einer kompletten Ergänzung der Fassadenfront aufgegeben. 1937 kam es zu einer Freilegung des Originalbestandes.

In den 1970er-Jahren verschlechterte sich der Zustand der Sgraffiti durch Witterungsschäden sowie durch den Abbruch des Nebenhauses. Teilstücke des Fassadendekors wurden abgenommen und in das Höbarthmuseum in Horn überführt. In der Folge wurde eine auf die Vermittlung der ikonografischen Inhalte reduzierte Rekonstruktion der gesamten Fassade vorgenommen. Der Abschluss der letzten Restaurierung erfolgte 2009.

Gabriele Roithner ist Mitarbeiterin des Fotoarchivs der Abteilung Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.



Felsenreitschule © Salzburger Festspiele,
Foto: Andreas Kolarik

Welterbe

Die Salzburger Festspielstätten

Anne Zeuner

Felsenreitschule

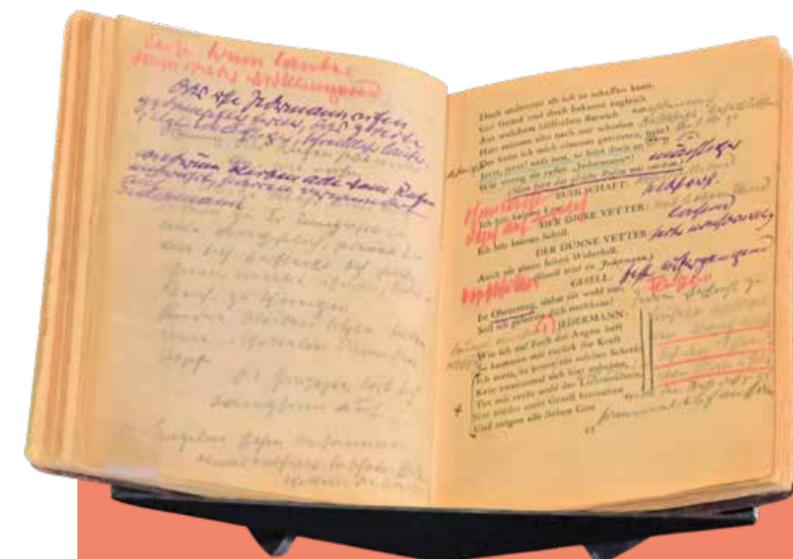
Die Welt trifft sich in der Welterbestadt Salzburg. Zum 100-Jahr-Jubiläum der Salzburger Festspiele sei deren Spielstätten – vom Domplatz bis zum Großen Festspielhaus – ein Porträt gewidmet.

Helga Rabl-Stadler



Helga Rabl-Stadler © Salzburger Festspiele, Foto: Marco Riebler

Die Geburtsstunde der Salzburger Festspiele schlug am 22. August 1920, als auf dem Domplatz Hugo von Hofmannsthal's „Jedermann“ in der Regie von Max Reinhardt aufgeführt wurde. Was mit einem Schauspiel begann, entwickelte sich zu den größten Festspielen der Welt: Mit den drei Sparten Schauspiel, Oper und Konzert bieten die Salzburger Festspiele ein vielfältigeres künstlerisches Programm als jedes andere Festival, auch was Werkauswahl und Interpretation anbelangt: von Mozart, dem Genius Loci, bis zur Moderne, von der klassischen Deutung bis zum avantgardistischen Experiment. Und nur die besten Künstlerinnen und Künstler aus aller Welt werden nach Salzburg eingeladen.



1920er-Jahre: „Jedermann“-Regiebuch von Max Reinhardt © Salzburger Festspiele, Foto: Anne Zeuner

Schon die Festspielgründer sahen als Schlüssel für den Erfolg höchste künstlerische Qualität: „Oper, Schauspiel oder Konzert? Alles und von allem das Höchste!“, schrieb Hofmannsthal ins Salzburger Programm. Besucherinnen und Besucher schätzen aber auch das besondere Flair der Stadt: Die Hofstallgasse und die gesamte barocke Altstadt sind Kulisse für das Festival. Das Haus für Mozart, die Felsenreitschule und das Große Festspielhaus bilden zusammen mit dem 200 Meter entfernt gelegenen Domplatz und der Kollegienkirche den zentralen Festspielbezirk. Hinzu kommen weitere Spielstätten diesseits und jenseits der Salzach bis hin zur Perner-Insel in Hallein.

Der zwischen 1614 und 1628 nach Plänen von Santino Solari errichtete Salzburger Dom, die größte frühbarocke Kirche nördlich der Alpen und gleichzeitig die älteste Bischofskirche des heutigen Österreich, bildet einen eindrucksvollen theatralischen Hintergrund für die alljährliche Aufführung des „Jedermann“: Keine Kulisse kann die mächtige Doppelturmfassade aus weißem Marmor mit Christus als Weltenherrscher auf dem Giebel zwischen den Türmen in ihrer überwältigenden Wirkung ersetzen.

Als erkennbar wurde, dass sich die Pläne zum Bau eines Festspielhauses in Hellbrunn nicht verwirklichen ließen, tauchte die Idee auf, Teile der Hofstallkaserne zum Theatersaal umzugestalten. Nach viermonatiger Bauzeit wurde auf dem Terrain der Großen Winterreitschule 1925 ein provisorisches Festspielhaus mit dem „Salzburger großen Welttheater“ eröffnet. Ab dem September 2003 verwandelte das Architektenteam Holzbauer & Valentiny das bisherige Kleine Festspielhaus in drei Bauphasen in ein „Haus für Mozart“. Der Zuschauerraum wurde verbreitert, verkürzt und abgesenkt.



Großes Festspielhaus: Detail
© Salzburger Festspiele, Foto: Luigi Caputo



Großes Festspielhaus

Großes Festspielhaus © Salzburger Festspiele,
Foto: Andreas Kolarik

Zwei neue Zuschauerränge wurden geschaffen. Zu einem Juwel des neuen Hauses wurde das Faistauer-Foyer (ermöglicht durch den Mäzen Herbert Batliner): Die berühmten Fresken dieses Raumes, die der Salzburger Maler Anton Faistauer 1926 geschaffen hatte, waren nach dem Einmarsch der Nazis entfernt, teilweise auch mutwillig zerstört worden und konnten erst 1956 wieder angebracht werden.

Auf Max Reinhardt geht auch die Idee zurück, die Sommer- bzw. Felsenreitschule in ein Theater zu verwandeln. In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts brach man an dieser Stelle Konglomerat für den Bau des Domes. Unter Erzbischof Johann Ernst Thun wurden im Jahr 1693 nach Plänen des Barockbaumeisters Johann Bernhard Fischer von Erlach 96 dreigeschoßig übereinander gelagerte Arkaden in die Wände des aufgelassenen Steinbruchs geschlagen, um von hier aus Reitvorführungen und Tierkämpfe beobachten zu können. Als Max Reinhardt 1926 mit Carlo Goldonis „Diener zweier Herren“ die Felsenreitschule erstmals für eine Inszenierung nutzte, entsprach das Ambiente in idealer Weise der „realistischen“ Charakterkomödie im Volkstheaterstil. Ab Ende der 1960er-Jahre wurden – vor allem nach Plänen des „Festspielarchitekten“ Clemens Holzmeister – einschneidende Umbauarbeiten vorgenommen: Eine Unterbühne, ein Orchestergraben und eine Scheinwerferrampe wurden errichtet, ein wetterfestes Rolldach wurde eingezogen und schließlich ein Zuschauerraum mit Logen und Rampen geschaffen. Seit Juni 2011 verfügt die Felsenreitschule über ein neues Dach.

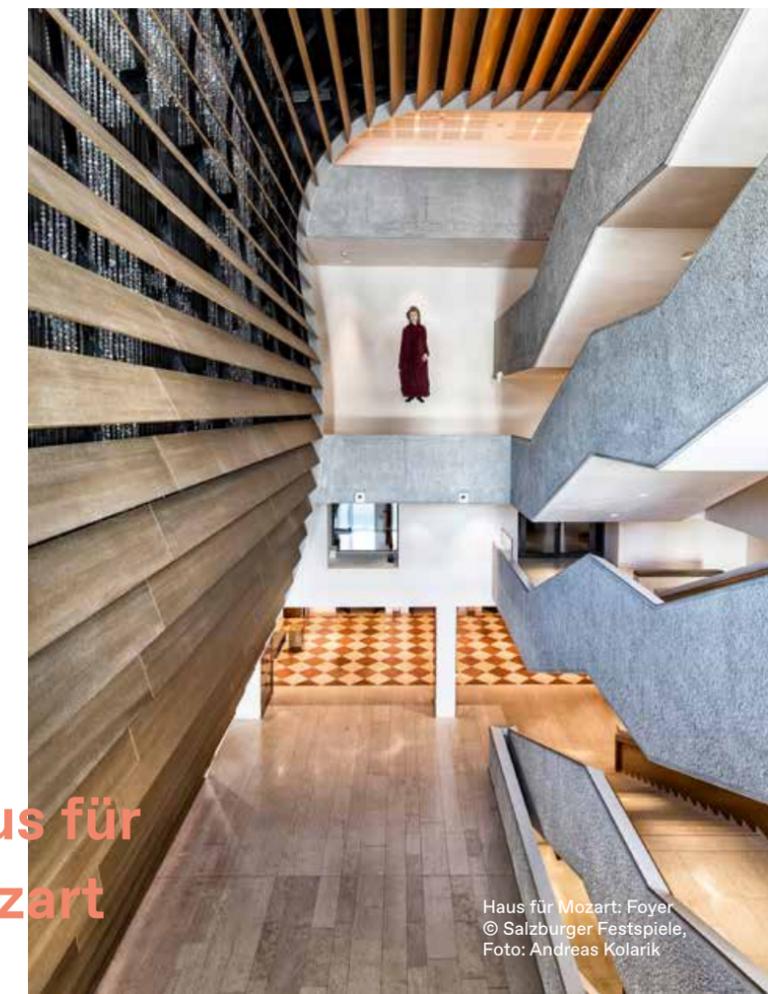
Die Pläne zu einem Großen Festspielhaus an der Stelle des ehemaligen erzbischöflichen Marstalles gehen in erster Linie auf Clemens Holzmeister zurück. Weder Kosten noch Mühen wurden gescheut, um zwischen die drei Jahrhunderte alte Fassade des Hofmarstalles und den Mönchsberg ein Theaterhaus mit einer Opernbühne einzufügen, deren Anlage und technische Ausstattung noch nach 50 Jahren international höchsten Ansprüchen gerecht wird: Zwischen 1956 und 1960 wurden 55 000 Kubikmeter Felsen gesprengt, um Platz zu schaffen. Die Eröffnung des Großen Festspielhauses erfolgte am 26. Juli 1960 mit einem Festakt und der Aufführung von Richard Strauss' „Rosenkavalier“ unter der musikalischen Leitung von Herbert von Karajan. Der nahezu quadratische Grundriss des Zuschauerraumes mit zirka 35 Metern Seitenlänge bietet im Parterre wie im Rang ideale akustische und optische Verhältnisse für 2 179 Sitzplätze.

Das 100-Jahr-Jubiläum der Salzburger Festspiele stand infolge der Corona-Pandemie unter der Maxime: „Festspiele, die inhaltlich Sinn machen und wirtschaftlich vertretbar sind, aber Vorrang hat die Gesundheit aller Beteiligten.“ Im Jubiläumsjahr 2020 wurden 110 Aufführungen in 30 Tagen an acht Spielstätten gezeigt. Es kamen 76 500 Besucher. Festspielpräsidentin Helga Rabl-Stadler: „Dass die Salzburger Festspiele 2020 überhaupt stattfinden konnten, empfinden wir als das größte Jubiläumsgeschenk. Wir durften ein Zeichen

für die Kraft der Kunst in kraftlosen Zeiten setzen und konnten den Gründungsgedanken aufs Sinnvollste wiederbeleben. Die Salzburger Festspiele wurden 1920 in einer Zeit größter Not als mutiges Projekt gegen die Krise gegründet. Max Reinhardt war davon überzeugt, dass nur die Kunst die vom Krieg gegeneinander gehetzten Menschen, ja Völker, wieder versöhnen könnte – die Kunst nicht als Dekoration, sondern als Lebensmittel. Wir sind überglücklich, dass sich die Festspiele auch und gerade in der von Corona zutiefst verunsicherten Welt als Sinngeber und Arbeitgeber bewähren konnten.“

Nach den ersten 100 Jahren Salzburger Festspiele ist es aber auch an der Zeit, ein weiteres bauliches Kapitel der Festspielgeschichte aufzuschlagen: Die Festspielhäuser bedürfen einer grundlegenden Sanierung, Neuorganisation und Erweiterung, um den Herausforderungen der Zukunft – im Hinblick auf Arbeitnehmerschutz, Brandschutz, betriebsorganisatorische Abläufe, Arbeitsbedingungen für Künstler sowie auf die vom Publikum erwarteten Qualitäten – entsprechen zu können. Die Salzburger Festspiele sehen es neben all ihren künstlerischen, programmatischen und organisatorischen Aufgaben als wesentliches Ziel der kommenden Jahre, die großen investiven Vorhaben im Festspielbezirk gemeinsam mit Bund, Land und Stadt Salzburg umzusetzen.

Mag.^a Anne Zeuner ist Pressereferentin der Salzburger Festspiele.



Haus für Mozart

Haus für Mozart: Foyer
© Salzburger Festspiele,
Foto: Andreas Kolarik



Oswald Haerdtl, Luster aus dem Hotel Imperial, Fa. Lobmeyr, Wien 1937/38, restaurierter Zustand im November 2020 © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

Alltagskultur

Möbel der Lüfte

Annette Ahrens

„Der Luster ist keine Lampe und eine Lampe ist kein Luster.“ Diese grundsätzliche Unterscheidung möchte Peter Rath, Miteigentümer der Fa. Lobmeyr, in seinem Buch „Möbel der Lüfte“ klargestellt wissen. Inwieweit kann aber ein Luster auch ein Denkmal sein?

Ob Krone, Leuchter, Lüster oder Luster, wie das „Möbel der Lüfte“ im österreichischen Deutsch ausgehend vom lateinischen Wort „lux“ für „Licht“ genannt wird: Gemeint ist in jedem Fall das markanteste Kunstwerk in einem Raum, das laut Peter Rath keinesfalls salopp als Lampe bezeichnet werden darf. Erst die Elektrifizierung Ende des 19. Jahrhunderts degradierte das Luxusobjekt, das Juwel jedes Raumes, zu einer Leuchtmaschine. Nicht nur Sammlern, Schlossbesitzern oder Antiquitätenhändlern soll mit der jüngst erschienenen Publikation „Möbel der Lüfte“ des ausgebildeten Gürtlers

Peter Rath eine Hilfe für die Einordnung dieses mobilen Inventarstücks aus den Habsburgerländern geliefert werden. Auch Denkmalpflegerinnen und -pfleger dürfen den Schatten und das Licht als wesentliches Ordnungskriterium eines Raumes kennenlernen.

Hierfür muss der Leser oder die Leserin auch nicht wie ein Luster brennen, wie es beim bedeutendsten Fachbuch der langjährigen Kustodin der Preußischen Schlösserverwaltung, Käthe Klappenbach, der Fall ist. Ihr längst vergriffenes Werk gilt unter Kronleuchter-Fachleuten als Bibel schlechthin. Der kulturhistorische Umgang mit Licht wird darin zum ersten Mal näher beleuchtet. Klappenbach datiert den ersten Glaskronleuchter ins 17. Jahrhundert und nach Venedig, sieht allerdings in Sachsen 1677/78 den Ursprung der Kristallglasproduktion. Der früheste venezianische Luster aus „cristal de Venise“ sei in der Amalienburg in München für das Jahr 1739 belegt. Das venezianische Sodaglas unterscheidet sich vom Pottascheglas, das frühestens 1710 möglich war. Interessanterweise brannten laut Klappenbach bei Krönungen alle – meist aus Bienenwachs gefertigten – Kerzen, obwohl diese Ereignisse stets bei Tag stattfanden. Dies ist als symbolischer Herrschaftsakt zu verstehen, waren Kerzen doch teuer und wurden daher einzeln vom Silberkämmerer ausgegeben.

Amüsant zu lesen ist ein Tagebucheintrag des Kammerherrn von Königin Elisabeth Christine, der Gemahlin Friedrichs II., vom 20. Februar 1754. Demnach war es als „Amusement“ üblich, einen Kronleuchter aus Kristall dem Gastgeber zum Geschenk zu machen, wobei jede eingeladene Dame einen der Leuchterarme mitbrachte. „Der Luster ist integriertes Objekt der Geschichte des Glases, wie jeder Biedermeierbecher!“, predigt Peter Rath in seinem Buch über Luster in den Habsburgerländern.

Die prominentesten Beispiele aufwendiger Restaurierungen von Pariser Vorbildern und Wiener Kopien lassen sich im Stadtpalais Liechtenstein in Wien belegen. Die Innenausstattung nach Entwürfen des Allrounders Peter Hubert Desvignes (1804–1883) wurde Mitte des 19. Jahrhunderts im Falle der Christofle-Prunkluster beim „Bronze- und Galanterie Waaren-Fabrikanten“ August Kitschelt in Wien ergänzt. 2012 erfolgte eine Rekonstruktion der Luster durch die Wiener Firma Lobmeyr, die hierfür eigens eine Halle anmieten musste.

Das traurige Ende des Kronleuchters sieht die Fachwelt mit Einführung der Elektrizität. Zusätzliche Kerzen und mehr Licht taten oftmals diesen klar aufgebauten Luxusgegenständen mit ihrer ursprünglichen Konzeption Gewalt an. Heute bemüht sich die Denkmalpflege um eine radikale Wiederherstellung des originalen Erscheinungsbildes. Das beinhaltet sowohl die Wegnahme zusätzlich angebrachter Kerzentüllen und späterer Einbauten als auch die Abnahme falscher Behänge. Denkmalpflegerinnen und -pfleger sehen die Notwendigkeit einer Unterschutzstellung im Zusammenhang mit einem Ensemble, das als Gesamtkunstwerk zu verstehen ist.

Beim Umbau des Wiener Café Imperial 2013/14 wurden die die Lobmeyr-Luster für die Metropolitan Opera vom Interior Designer Alex Kravetz sehr frei interpretiert – was heute zu einer Rekonstruktion der Rekonstruktion führt. Zurzeit noch nicht abgeschlossene Baustellen wie das Wiener Parlament mit Beleuchtungskörpern von Theophil Hansen oder das Palais Schwarzenberg stellen eher die Betreiber denn die Denkmalpflege vor offene Fragen.

Lichtexperimente in Potsdam, die 2009 stattfanden, haben unsere Wahrnehmung von Licht im 18. Jahrhundert nachhaltig verändert. Waren sowohl alle Kronleuchter als auch Tisch- und Wandleuchter mit Kerzen bestückt, wurden maximal fünf Lux erreicht. Ein ähnliches Ergebnis wurde bei einem Symposium der Europäischen Lusterforschungsgesellschaft „Light & Glass“ (www.lightandglass.eu) erzielt, als man die Kronleuchter von Schloss Eggenberg in Graz illuminierte und die Lichtstärke maß.

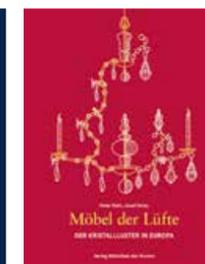
Abschließend bleibt zu sagen, dass die Rolle des Kronleuchters als Prestigeobjekt und somit als Teil des Raumkonzeptes zu revidieren ist. Vielmehr diene das Licht der Inszenierung von Glanz. Auf Grundlage der kürzlich erlangten Forschungsergebnisse und mithilfe neuer Medien, die große Möglichkeiten bieten, könnten den Eigentümern wie auch den Besucherinnen und Besuchern die versteckten Geschichten und Hintergründe dieser Objekte erzählt werden.

Annette Ahrens, BA ist Kunsthistorikerin und Expertin für historische und aktuelle Tafelkultur. Für Denkmal heute ist sie als Chefredakteurin tätig.

Buchtipps

Käthe Klappenbach, **Kronleuchter des 17. bis 20. Jahrhunderts aus Messing, „bronze doré“, Zinkguss, Porzellan, Holz, Geweih, Bernstein und Glas. Regensburg 2019**

Peter Rath, Joseph Holey, **Möbel der Lüfte. Der Kristallluster in Europa. Weitra 2020**





Denkmal diskursiv

Jahrmarkt mit Geist

Paul Mahringer

Franz Gsellmanns Weltmaschine in der Oststeiermark wurde kürzlich unter Denkmalschutz gestellt. Worin bestehen Faszination und Bedeutung dieses gleichermaßen bekannten wie wunderlichen Objekts?

Gefühlt jedem Kind und Erwachsenen in Österreich ist Franz Gsellmanns Weltmaschine bekannt, zeigt doch der ORF in regelmäßigen Abständen alte Reportagen, in denen der inzwischen längst verstorbene oststeirische Bauer (1910–1981) seine Maschine vorführt. Steht man heute davor, mögen Erwartungen erfüllt oder enttäuscht sein; vielleicht hat man sich die Weltmaschine ja auch größer vorgestellt, als sie in den Filmaufnahmen überkommt. Lässt man sich aber drauf ein, wenn Franz Gsellmanns Enkel von seinem Großvater spricht und die Maschine bedient, gerät man in eine wundersame Welt der Lichter, Farben, Geräusche – die Faszination des Kindes in uns drängt sich in den Vordergrund und fordert unsere Aufmerksamkeit. Man fühlt sich erinnert an Jahrmärkte, in Wien Aufgewachsene an den Besuch des Wurstelpraters in der Kindheit.

In jedem Fall – vor allem aber, wenn man nicht das Glück hat, vor Ort dem Enkelsohn zu lauschen – lohnt es sich, vor einem Besuch die Schilderung des Schriftstellers Gerhard Roth zu lesen. Die gesamte Geschichte rund um die Entstehung der Weltmaschine ist so wunderbar wie das Endprodukt selbst, sie ist als Antrieb Teil des Gesamtkunstwerks und mit diesem untrennbar verbunden: Ein einfacher Bauer sieht in den 1950er-Jahren in einer Regionalzeitung die Abbildung des Brüsseler Atomiums, fährt mit der Bahn zur Weltausstellung in Brüssel, zeichnet es ab und fährt, ohne zu übernachten, wieder zurück. Von 1958 bis 1981 ist Gsellmann besessen davon, eine Maschine mit dem Atomium im Zentrum zu bauen, die bald den gesamten Raum einnimmt. Von überall her, von Flohmärkten und Schrottplätzen holt er sich Gegenstände. Er ist anspruchsvoll bei der Auswahl. Als er ein Kind mit einer japanischen Mondrakete spielen sieht, zahlt er für das nicht mehr nach Europa ausgelieferte Spielzeug 1 000 Schilling.

Angeblich glaubte er an ein Eigenleben seiner Maschine, daran, dass sie eines Tages etwas produzieren werde. „Herr Gsellmann schloss sich ein. Er verschwand für seine Umgebung in der Maschine und tauchte erst zu Mittag wieder aus ihr auf. [...] Baute Gsellmann einen neuen Teil in seine Maschine ein oder putzte er einen Abschnitt, so deckte er die umliegenden Teile mit Tüchern zu. Er ging sehr sorgfältig vor, er liebte seine Arbeit, und er machte keinen Unterschied zwischen dem Auffinden von Teilen, dem Einbauen, Putzen oder Fehlersuchen, alles geschah mit der gleichen Genauigkeit“, wie Roth es beschreibt.

Alle möglichen technischen Gerätschaften wie Glühbirnen, Motoren, Zündkerzen, eine Schiffsschraube, Keilriemen, Ventilatoren und ein Handstaubsauger sowie ein Haarfön, ergänzt durch Klangkörper wie Glocken und einen Gong, Souvenirs und Devotionalien, vom Grazer Uhrturm über einen Klapotetz, Kruzifixe, eine Plastikmadonna, und im Zentrum das große Atomium-Modell, ergänzt durch zwei kleine: Das ist es, was die erstaunten Besucherinnen und Besucher – zusammengehalten durch die einheitliche Farbgebung der Metallteile, die blau, rot und grün gestrichen sind – zu Gesicht bekommen. Und dann folgt erst die Inbetriebnahme



Gsellmanns Weltmaschine © BDA, Foto: Bettina Neubauer-Pregl

des ganzen Wahnsinns. Roth beschreibt es eindrücklich: „Es schrillt, pfeift, knattert, dröhnt, das ‚Atomium‘ beginnt sich rasend zu drehen, die Maschine löst sich auf in Licht, Klang und Bewegung. Blaulicht flackert, eine mit Rosen umkränzte Madonna erstrahlt, Fahrradfelgen drehen sich zwischen einem eifrig schlagenden Gong, Spielzeugraketen sausen in Aluminiumbahnen ... die Maschine (im Ruhezustand noch quasi in ihre Bestandteile zerlegt) wird zum mechanischen Universum, in dem alles nach den verwirrenden Gesetzen ihres Schöpfers abläuft.“

Was macht nun die Weltmaschine zum Denkmal? Es ist ihr Eigenleben und das, was sie produziert: Sie beflügelt die Fantasie. Sie regt an zu Filmen, Sendungen, Zeitungsberichten, und sie ziert sogar das Cover eines wissenschaftlichen Tagungsbandes zum Thema „Mythos – Mensch – Maschine“. Es ist die Rezeptionsgeschichte, die die Maschine berühmt macht und über jegliches selbstgebasteltes Kuriosum stellt, welches, geheim verwahrt, nie das Licht der breiteren Öffentlichkeit erblicken und damit auch keinerlei Relevanz aufweisen wird – außer es erlangt einmal ebensolchen Bekanntheitsgrad wie Gsellmanns Weltmaschine, die einerseits die Fortschrittsgläubigkeit der Nachkriegszeit vertritt und andererseits in ihrer Naivität die Ironie der Postmoderne vorwegnimmt.

Die Maschine lädt ein zum spielerischen Nachdenken über das Verhältnis zwischen Mensch und Maschine, über den Traum des Kindes und die Faszination der Unmöglichkeit des Perpetuum Mobile. Und sie ist ein unikales Gesamtkunstwerk, mit Versatzstücken der Volks- und Alltagskultur der 1950er- bis 1980er-Jahre: ein Jahrmarkt mit Geist.

Dr. Paul Mahringer leitet die Abteilung für Inventarisierung und Denkmalforschung im Bundesdenkmalamt.



„Was mir an meinem Beruf taugt: Es gibt Berufe, die arbeiten für den Moment, wie der Koch und der Kellner. Es gibt Zimmerer, das hält schon ziemlich lang. Aber was wir Steinmetze schaffen, das ist das, was übrigbleibt. Muss ich noch mehr dazusagen?“
**Bernhard Hasenöhrl,
Steinmetzmeister in Wals bei Salzburg**

Restaurierung

Traditionelles Handwerk

Das „Handgemahl“ – diskrete Signatur der Steinmetze

Maria Walcher, Heidrun Bichler-Ripfel

Für die Erbauung, den Schutz und die Renovierung historischer Denkmale ist die Meisterschaft des Handwerks unabdingbar. Dass dieses nicht „von gestern“ ist, sondern den Sprung ins 21. Jahrhundert bewältigt hat, stellt Denkmal heute anhand unterschied-

licher Gewerbe vor. Diesmal steht der Steinmetz im Zentrum, der für die Entstehung eines Bauwerkes von großer Bedeutung ist. Seine äußerst kunstsinnigen und beeindruckenden Spuren werden dennoch oft namenlos hinterlassen.

Haben Sie sich angesichts von historischen Bauwerken schon einmal die Frage gestellt, wie viele Menschen an deren Entstehung beteiligt waren, wie viel praktisches Wissen, Kunstsinne und Erfahrung, wie viel körperliche Kraft und kreativen Willen es für derart beeindruckende Leistungen benötigte?

Die Geschichtsschreibung neigt dazu, in erster Linie Architekten und Bauherren zu zitieren – also jene, die für Entwurf und Finanzierung als wesentliche Voraussetzungen stehen. Namenlos hingegen bleiben meist jene ungezählten Handwerker, die beherzt und tatkräftig eine Umsetzung von Ideen

und Wünschen erst ermöglichen. Nehmen wir als Beispiel das Steinmetzhandwerk, das sowohl im Außen- als auch im Innenbau stets von großer Bedeutung war. Staunend stehen wir heute vor reich profilierten Portalen, aufwendigen Fassadenverkleidungen, eleganten Säulen oder Brunnen, raffiniert angelegten Treppen und großzügigen Bodenbelägen. Wer aber kennt, wer nennt die Steinmetze, die derart beeindruckende Spuren hinterließen? Und wird solch meisterliches Können heute noch gebraucht?

Schon die Anzahl der aktiven Steinmetzunternehmen in Österreich überrascht: 820 Betriebe widmen sich derzeit der Bearbeitung von Stein – ein untrügliches Zeichen für ihre wirtschaftliche Präsenz. In der Öffentlichkeit wird dieses Gewerbe in erster Linie mit der Herstellung von Grabsteinen, mit Staub und Gedenken – oder vielleicht besser: Ewigkeit – in Zusammenhang gebracht. Doch Steinmetze und Steinmetzinnen können sehr viel mehr!

Altes Wissen, modernste Technik

Mit Stolz wird im österreichischen Steinmetzgewerbe auf eine außerordentliche Restaurierung aus jüngster Zeit verwiesen, die Gelegenheit bot, das Können des Berufsstandes unter Beweis zu stellen. Seit November 2017 präsentiert sich im

barocken Garten von Schloss Hof im Marchfeld, dem ehemaligen Jagdschloss Prinz Eugens von Savoyen, eine vor langer Zeit verschwundene Brunnenanlage in neuer Pracht. In ihren Dimensionen und der kunstvollen Ausgestaltung lässt sich die Große Kaskade nur mit ähnlichen Anlagen in Versailles vergleichen. Die Rekonstruktion des Prunkstücks nahm drei Jahre in Anspruch und erforderte vor allem außerordentliche Teamarbeit von Vertreterinnen und Vertretern unterschiedlicher Disziplinen in Wissenschaft und Handwerk. Historische Verfahren und digitale Methoden gingen bei der akribischen Spurensuche und der Realisierung Hand in Hand. 250 historische Brunnenteile, die im Lauf der Jahrzehnte neue Verwendung im Garten oder in Stützmauern gefunden hatten, konnten mittels 3-D-Verfahren identifiziert, zunächst puzzleartig in den Plan eingefügt und schließlich dank der am Projekt beteiligten Steinmetzinnen und Steinmetze sowie Bildhauerinnen und Bildhauer wieder an ihrem ursprünglichen Platz in der Großen Kaskade eingefügt werden.

Stein ist überall gegenwärtig

„Stein ist überall gegenwärtig, zum Beispiel, wenn man auf den Berg geht. Wir Steinmetze sehen im Stein viel mehr als ein Laie: wie er gewachsen ist, welche Eigenschaften und Qualitäten er

besitzt, ob und wie und wofür er von uns Steinmetzen genutzt werden kann und vieles mehr.“ Dem Walser Meister Bernhard Hasenöhrli liegen die regionalen Steinarten am Herzen. Schließlich hat sich seine Zunft in Salzburg seit Jahrhunderten auf vielfältige Weise damit verewigt. Der Untersberger und der Adneter Marmor sowie das Gollinger Konglomerat prägen die Bürgerhäuser und erzbischöflichen Prachtbauten der Salzburger Innenstadt, man findet sie ebenso als Toreinfassungen von Bauernhäusern, in Kirchen und bei Marterln im ganzen Land.

Den Import von exotischen Gesteinsarten behinderte bis ins 19. Jahrhundert die Schwierigkeit, das schwere Material am Landweg zu transportieren. So war die Verwendung von Steinarten aus regionalen Steinbrüchen überall selbstverständlich. In der Außenarchitektur von Innsbrucks Altstadt etwa überwiegt die regional abgebaute Höttinger Breccie, während in der Gegend um Kitzbühel vor allem die auch „Schattbergstein“ benannte Kitzbühler Breccie zum Einsatz kam. Kramsacher Marmor schmückt zahlreiche Kirchen in ganz Tirol. Selbst in der Residenzstadt Wien dominierte über viele Stilepochen der Kalksandstein aus dem Steinbruch von St. Margarethen im Burgenland. Seine unterschiedlichen Qualitäten – von reinem Weiß bis zu dunklem Gelb, wie teilweise im Stephansdom zu sehen, von feinkörnig bis grobporig, bisweilen mit Muschelschlüssen – gestatteten ein breites Spektrum von Anwendungsmöglichkeiten. Erst mit dem Siegeszug der Eisenbahn vereinfachte sich der Zugriff auf Gesteinsarten aus anderen Teilen Europas und aus Übersee. So finden sich im 1883 eröffneten Wiener Parlament symbolhaft kunstvoll verarbeitete Gesteine aus allen Landesteilen der Monarchie. Heute gilt es hingegen wieder als chic und auch als Zeichen für nachhaltiges Handeln, heimische Naturprodukte zu verwenden.

(Welt-)Meisterliche Ambitionen

Die Komplexität der Steinmetz-Kompetenzen – von Materialkenntnis über traditionelle Bearbeitungsweise, statisches Wissen und gestalterische Begabung bis hin zum Verständnis für modernste Techniken und Präzisionsmaschinen – fordert stets den ganzen Menschen mit allen seinen Fähigkeiten. Voraussetzung dafür, dass das Gewerbe auf dem Wirtschaftsmarkt bestehen kann, ist ständige Weiterentwicklung im technischen Bereich wie im Produktangebot. Neben der Restaurierung und Fertigung von traditionellen Werkstücken wie Brunnen, Treppen, Tor- und Fenstereinfassungen etc. sind heute auch Waschbecken und Wellnessliegen, Sitzbänke und Couchtische, Swimmingpools, Kunstobjekte und vieles mehr gefragt. Dazu ist Stein dank moderner Bearbeitungsmöglichkeiten für viele wieder leistbar geworden; und das Bewusstsein für regionale Steinarten wächst. Das fasziniert zunehmend auch die junge Generation. Der Bundesinnungsmeister der Steinmetze und Steinmetzmeister Wolfgang Ecker kennt keine Nachwuchssorgen: „Wir haben seit zwei, drei Jahren steigende Lehrlingszahlen. Der Steinmetzberuf hat viel zu bieten

und erfordert Kopf und Hand. Es braucht dafür viel Kreativität und räumliches Vorstellungsvermögen, Wissen um das Material und eine sach- und fachkundige Hand.“ Dem Niveau des österreichischen Ausbildungssystems, das zunehmend auch weibliche Fachkräfte in diesem Bereich sieht, verdanken sich beeindruckende Spitzenleistungen im internationalen Vergleich. „In den vergangenen zehn Jahren haben unsere Jugendlichen, die bei den Berufswettbewerben WorldSkills bzw. EuroSkills angetreten sind, immer den Welt- und Europameistertitel bzw. den Vizewelt- und Vizeeuropameistertitel der Steinmetze nach Österreich gebracht. Sie gehören somit zu den Besten der Welt!“

Mit dem Lederschurz im 21. Jahrhundert gelandet

Der Steinmetz-Beruf ist nach wie vor eng mit physischer Arbeit, mit Handwerk verbunden. Wenngleich Digitalisierung und Einsatz von technischen Geräten viele Arbeitsschritte erleichtern, kann mit Fug und Recht von traditionellem



Melanie Seidl, Europameisterin der Steinmetze 2012, beim Training @ Singer Steinzentrum

„Für mich ist die ‚Jedermann‘-Aufführung im Sommer direkt hinter der Fassade des Domes, der aus Untersberger Marmor gebaut ist, immer etwas ganz Besonderes. Der Stein steht dort seit Jahrhunderten und entfaltet seine Faszination im Hintergrund Jahr für Jahr aufs Neue!“
Anna Singer, Geschäftsführerin des Steinzentrums in Hallein

Große Kaskade in Schloss Hof
 © Richard Watzke

Handwerk gesprochen werden. Aus diesem Grund wurden die Steinmetzinnen und Steinmetze 2020 in das nationale Verzeichnis des immateriellen Kulturerbes aufgenommen. Damit geben sie ein sichtbares Zeichen von der Lebendigkeit ihres Gewerbes, das ihnen eine spezielle Identität verleiht, und von ihrer Bereitschaft, dieses zu erhalten und an die kommenden Generationen weiterzugeben. 178 Staaten führen derzeit unter dem Schirm der UNESCO weltweit solche nationalen Verzeichnisse und rücken damit Menschen und Gemeinschaften mit speziellem überlieferten Können und Wissen ins Rampenlicht.

Das Immaterielle scheint gerade in Zusammenhang mit der Bearbeitung von Stein im Widerspruch zu stehen. Man kann jedoch davon ausgehen, dass die Übertragung von Erfahrung, von Berufsethos und -stolz an Gesellen und Lehrlinge vor allem mündlich sowie im Vorzeigen und Nachmachen erfolgt. Auf diese Weise gehen Techniken, aber auch überlieferte Gebräuche in eine Alltagsroutine über. So dient der schon in mittelalterlichen Darstellungen übliche lederne Lendenschurz nach wie vor als Arbeitskleidung, in den Pausen wird er hochgeschlagen. Arbeitsbeistand holt man sich mit der kurzen Aufforderung „Angesprochen“, erhält man diesen, folgt ein „Bedankt“. Die „Freisprechung der Jungesellen und Jungesellen“ vor geöffneter Innungslade im Rahmen der Gesellenprüfung geht einher mit der „Verleihung



Steinmetzzeichen Strassburg @ Singer Steinzentrum

Handgemahl

„Ich habe eine richtige Freude, wenn ich sehe, wie junge Leute für ihren Beruf leben und brennen, wie sie in ihrer offenen und unkonventionellen Art zeigen, was man aus Stein alles machen kann, mit einer Hingabe und großen Ernsthaftigkeit. Das macht mich stolz.“
Wolfgang Ecker, Bundesinnungsmeister der Steinmetze und Steinmetzmeister

der Steinmetzzeichen“. Steinmetzzeichen dienten einst vermutlich der Abrechnung von Arbeitsleistung und sollen sich in ihren schlichten, klaren Formen von den Grundrissplänen gotischer Kathedralen ableiten. Dieses „Handgemahl“, seit Jahrhunderten auf allen Werkstücken an sichtbarer Stelle eingraviert, belegt als Signatur ihre Erzeugerin oder ihren Erzeuger. Alle mit einem „Handgemahl“ Ausgezeichneten sind auch heute noch berechtigt, diese nach strengen Regeln konstruierten feinen Linien in die eigenhändig gehauenen Massivwerkstücke zu gravieren. Das Zeichen einer Meisterin oder eines Meisters erkennt man am zusätzlichen Schild. Die Steinmetzzeichen werden von der Bundesinnung der österreichischen Steinmetze verliehen und zentral verwaltet.

Prof.ⁱⁿ Mag.^a Maria Walcher ist Kulturvermittlerin und Expertin für Immaterielles Kulturerbe. Die Betonung des Stellenwerts von Erfahrungswissen und einer gelungenen Weitergabe desselben an die nächsten Generationen sind ihr wesentliche Anliegen.

DIⁿ Heidrun Bichler-Ripfel ist Leiterin des Instituts für angewandte Gewerbeforschung (IAGF). Die Zukunftsfähigkeit und Weiterentwicklung von Gewerbe und Handwerk sind Arbeitsschwerpunkte.



Kirchliche Besonderheit

Der Riese im Stephansdom

Konstantin Reymaier

Jahrzehntelang blieb die Riesenorgel im Wiener Stephansdom, das größte Musikinstrument Österreichs, stumm. Kaum jemand hätte gedacht, dass dort noch einmal etwas Neues entstehen würde. Doch nach einer grundlegenden Überarbeitung ertönt die große Orgel seit Anfang Oktober wieder.

Domorganist Konstantin Reymaier und die restaurierte Orgel im Stephansdom
© Akos Burg

Im April 1945 ging der Stephansdom in Flammen auf, und mit ihm die alte Walcker-Riesenorgel. Im Jahr 1960 wurde ihre Nachfolgerin geweiht. Sie tat 30 Jahre lang ihren Dienst, ehe sie verstummte. Ihre Funktion übernahm ein Instrument im vorderen Bereich der Kirche (IV/P/55), 1991 von der Firma Rieger erbaut. Die Riesenorgel verfiel. Doch im Winter 2008/09 bestand Handlungsbedarf, denn die großen Pfeifen im Prospekt waren absturzgefährdet. Die Suche nach einer sinnvollen Lösung begann. Eine Gesamtrestaurierung kam nicht infrage: Wie ein Experiment im Jänner 2014 belegte, bei dem das Werk ein letztes Mal zum Klingen gebracht wurde, vermochte der Klang des Instruments von 1960 den Raum nicht zu füllen. Der Grund dafür ist einerseits in der schwierigen Akustik des Raums zu sehen – der Sandstein verschluckt den Schall förmlich – und andererseits in der Aufstellung der Pfeifen: Diese waren hinter dem gotischen Schwibbogen platziert, der im 15. Jahrhundert zur Stabilisierung der Westtürme eingefügt worden war. Eine Abtragung des Werkes war insofern keine Option, als es als einziges großes Element des

Wiederaufbaus nach 1945 im Stil der Zeit geschaffen worden war und mit gutem Grund unter Denkmalschutz stand. Sollte aber bloß eine Fassade gerettet werden?

Domkapellmeister Markus Landerer und der Autor dieses Beitrages fragten sechs Firmen, die sich sowohl im Bau großer Instrumente als auch im Bereich der Restaurierung ausgezeichnet hatten, was sie für diese Situation empfehlen würden. Die Antwort war erstaunlich und wies den weiteren Weg: Drei Firmen schlugen vor, gute Teile des Pfeifenmaterials sowie die Bälge wiederzuverwenden, um so zumindest einen großen Prozentsatz historischer Teile sinnvoll zu erhalten. Diesem Plan stimmte dankenswerterweise auch der zuständige Verantwortliche des Bundesdenkmalamtes Dr. Gerd Pichler zu.

In einem nächsten Schritt wurden Referenzwerke besichtigt. Den Ausschlag für die Entscheidung, mit dem Vorarlberger Unternehmen Rieger Orgelbau weiterzuarbeiten, gab die Orgel von St. Michael in München. Dort hatte Rieger eine Neukonzeption und Erweiterung des bestehenden Instrumentes vorgenommen, deren Resultat überzeugte.

Durch das bereits erwähnte Experiment, die alte Riesenorgel nochmals zum Klingen zu bringen, wurden wichtige Einsichten in die Akustik des Stephansdoms gewonnen. Sie führten zu einem völlig neuen Konzept, das Orgelbaumeister Wendelin Eberle und der Autor erarbeiteten und dann einer erweiterten Expertenkommission vorlegten. Für die Begutachtung waren Olivier Latry von Notre Dame in Paris, Thomas Trotter aus London und Daniel Beckmann, Domorganist in

Mainz, geladen. Ziel war es, ein Werk zu schaffen, das nicht bloß groß, sondern wirklich einzigartig war.

Häufig beeindruckten Orgeln durch ihren mächtigen Klang; das ist aber nur ein Aspekt. Für einen Musiker noch faszinierender ist die Fülle der Möglichkeiten – und bei historischen Instrumenten die Tatsache, dass tatsächlich Klänge aus Zeiten zu hören sind, in denen man diese noch nicht aufzeichnen konnte. Bei der Konzeption der neuen Riesenorgel war aber ein anderer Aspekt vorherrschend: Unter Erhaltung möglichst vieler Teile des Vorgängerinstrumentes sollte eine Orgel geschaffen werden, die auf dem Stand der Zeit ist und in die Zukunft blickt. So fand auch modernste Elektronik Verwendung, und zwar in einer Weise, die dem Instrument gerecht wird: Sie simuliert die Klänge nicht, wie dies bei digitalen Imitaten der Fall ist, sondern eröffnet neue musikalische Möglichkeiten. Als Beispiel sei die Pizzicato-Koppel genannt, durch die sich die Dauer bestimmter Töne elektronisch verändern lässt.

In einem über zehn Jahre dauernden Prozess ist nun ein Instrument auf der Westempore des Wiener Stephansdoms entstanden, das nicht nur Geschichte mit Gegenwart, sondern auch liturgische Bedürfnisse mit höchstem künstlerischem Niveau verbindet ... und das viele Menschen zu begeistern vermag!

MMag. Konstantin Reymaier ist Domorganist und Leiter des Referates für Kirchenmusik der Erzdiözese Wien.



tpa

Das 1x1 der Immobilienbesteuerung auf optimal genutzten 0,021 m².

Jetzt kostenlos die Broschüre bestellen und profitieren: www.tpa-group.at/immo

Unternehmen
als Denkmalfreunde

Der Wiener Ringturm

Christa Pinz

Bau des Wiener Ringturms
© Archiv Boltenstern

Die Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde spricht seit ihrer Gründung 1987 private Kunstfreunde ebenso an wie Unternehmen, die sich für die Erhaltung von Kunst- und Bauwerken in Österreich engagieren. Zu den ersten Firmenmitgliedern der Denkmalfreunde zählte die Wiener Städtische Versicherung. Ihr ist das folgende Porträt mit Fokus auf den Ringturm, einen Meilenstein der modernen Hochhausarchitektur, gewidmet.

Bereits seit den 1920er-Jahren engagiert sich die Wiener Städtische Versicherung für die Förderung von Kunst und Kunstschaffenden, unterstützt zahlreiche Kunstprojekte und steht für grenzüberschreitenden Kulturaustausch. Weithin sichtbar gibt davon der Ringturm in der Wiener Innenstadt Ausdruck, dessen Fassade alljährlich zum großflächigen Kunstobjekt wird. Am 14. Juni 2020 feierte das Gebäude an der Ringstraße seinen 65. Geburtstag.

„Das ist nicht Amerika, das ist Österreich“, hatte die Wochenschau 1955 über seine feierliche Eröffnung berichtet. Für die Planung einer modernen Zentrale nach amerikanischem Vorbild an der Ecke Schottenring/Kai im ersten Wiener Gemeindebezirk hatte die Versicherung den Wiener Architekten Erich Boltenstern beauftragt. Im Jahr 1953 war mit der Errichtung begonnen und der 20 Stockwerke hohe Stahlbeton-Skelettbau nach nur zwei Jahren Bauzeit fertiggestellt worden.

Der Ringturm, das erste Bürohochhaus in Wien, prägte die Architektur der 1950er-Jahre nachhaltig. Mit seiner Fertigstellung unter Denkmalschutz gestellt, war er ein sichtbares und nachhaltiges Zeichen für den Wiederaufbau und das Wirtschaftswachstum in Österreich. Bauweise und Bauhöhe des Ringturms waren jahrzehntelang Vorbild und Maßstab für Bürohäuser in Wien. Freilich sollte bis in die 1980er-Jahre keines der in Wien erbauten Hochhäuser die Höhe des Ringturms überschreiten. Noch heute überragt das Gebäude mit 73 Metern die Skyline an Ring und Donaukanal.

Seit 2006 verwandelt sich das historische Bürogebäude an der Ringstraße alljährlich über die Sommermonate in einen „Kunst-Turm“, dessen Außenfläche dann als temporäres Ausstellungsformat genutzt wird. Mit der Verhüllung des Ringturms setzt die Wiener Städtische ein deutliches Zeichen für Kunst im öffentlichen Raum. Die prominente Lage an der Wiener Ringstraße ermöglicht eine in alle Richtungen wirkungsvolle Präsentation zeitgenössischer Kunst.

Denkmal freunde

Jährlich wechselnd, ziert ein 4 000 Quadratmeter großes Kunstprojekt weithin sichtbar die Außenfassade des Ringturms. Mehr als 165 Arbeitsstunden braucht es, um insgesamt 30 bedruckte Netzbahnen mit jeweils rund drei Metern Breite und bis zu 63 Metern Länge zu montieren. Beachtlich ist, dass die Werke ihre Wirkung auch noch in dieser Größe beibehalten.

Die allererste Verhüllung des Ringturms im Jahr 2006 stand im Zeichen des Mozartjahres. „Don Giovanni“ von Christian Ludwig Attersee schmückte das Gebäude auf zwei Seiten. Es bildete den Auftakt für die in der Folge jährlich wiederkehrenden Kunstinstallationen. Christian Ludwig Attersee folgten ab 2007 die österreichischen Kunstschaffenden Robert Hammerstiel, Hubert Schmalix und Xenia Hausner. 2012 wurde mit dem Ungarn László Fehér erstmals ein Künstler aus der CEE-Region beauftragt, bis 2019 gestalteten die Ringturmverhüllungen Dorota Sadvská (Slowakei), Arnulf Rainer (Österreich), Tanja Deman (Kroatien), Ivan Exner (Tschechische Republik), Mihael Milunović (Serbien), Gottfried Helwein (Österreich) und Daniela Kostova (Bulgarien). So wird der Ringturm über seine Funktion als Sitz der Versicherungsgruppe hinaus zum Schaufenster Zentral- und Osteuropas. „Die große Sichtbarkeit der Verhüllung von Gebäuden ist nur ein Aspekt, warum diese Praxis für Künstler so interessant ist, der andere ist die Verfremdung des ursprünglichen Bauwerks und damit die Adjustierung unserer Sehgewohnheiten“, schreibt Stefan Hilpold im „Vienna Art Week Magazin“ 2011.

Vergleichbares lässt sich in der 2008 eröffneten Temporalen Kunsthalle Berlin finden. Die 1 680 Quadratmeter große Fassade des Gebäudes am Schlossplatz in Berlin Mitte stellte der österreichische Architekt Adolf Krischanitz als wandelbare Ausstellungsfläche für Kunstprojekte bereit, mit den Verhüllungen des Wiener Ringturms als Vorbild. Künstler wie Gerwald Rockenschau, Bettina Pousttchi oder Carsten Nicolai nutzten die prominente Platzierung und veränderten durch direkte Bemalung, Plakatierung der Faserzementplatten oder verhüllende Banner das äußere Erscheinungsbild der Halle bis zur Schließung am 31. August 2010 nach zweijähriger Nutzung.

Größere Nachhaltigkeit beweist die Initiative der Wiener Städtischen, die mit der seit 2006 alljährlich vorgenommenen Verhüllung des Ringturms ein sichtbares Signal für das partnerschaftliche Zusammenwirken von Versicherung und Kunst setzt.

Christa Pinz ist Generalsekretärin der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde.

Die Denkmalfreunde unterstützen

Gerbert Frodl

Wie in jedem Jahr hat der Vorstand der Denkmalfreunde auch dieses Mal einstimmig darüber entschieden, welche vom Bundesdenkmalamt vorgeschlagenen Restaurierungsprojekte 2020 unterstützt werden sollen. Die Entscheidung muss sich freilich nach den finanziellen Möglichkeiten richten, aber auch danach, ob ein historisches Objekt öffentlich zugänglich ist oder nicht. Zwei Denkmale hat der Vorstand der Denkmalfreunde ausgewählt: das „Pestkreuz“ in Maria Saal in Kärnten und das Mausoleum in Ehrenhausen in der Steiermark.

Das am östlichen Ortseingang von Maria Saal gelegene sogenannte Pestkreuz ist eine gemauerte, nach drei Seiten durch jeweils einen breiten Spitzbogen geöffnete, begehbare Loggia mit einem hohen Steinplattendach. Ursprünglich war dieser Ort Treffpunkt der von Norden her ankommenden Gläubigen zur Marienwallfahrt Maria Saal. Über die Bezeichnung „Pestkreuz“ klärt eine alte Legende auf. An der breiten Hauptseite und innen ist das kleine Gebäude – eigentlich ein monumentaler Bildstock – mit sehr qualitativollen Fresken ausgestattet, deren Stil sie an die Schwelle der Spätgotik zur Renaissance positioniert; sie sind mit 1523 datiert. Ist neben einem habsburgischen Wappen jenes zu sehen sowie das Wappen des damaligen salzburgischen Erzbischofs Matthäus Lang von Wellenburg zu sehen, im inneren Gewölbe der HI. Geist mit den vier Evangelistensymbolen und typologischen Darstellungen (z. B. Baum der Erkenntnis), an der Rückwand erscheint eine figurenreichen Kreuzigung. Die Art der Malerei weist deutliche Merkmale des gleichzeitigen Donaustils auf. Der Reichtum der grafischen Detailmalerei in den Figuren und Dekorationen ist eine individuelle Besonderheit des unbekanntenen Meisters von Maria Saal. Zwar erweist sich der Bestand an erhaltenen gotischen Fresken in Kärnten, verglichen mit anderen Regionen, als außergewöhnlich groß, doch künstlerisch hochstehende Malereien aus dieser Spätzeit, wie sie hier vorliegen, sind

Monumentaler Bildstock mit Fresken in Maria Saal © BDA



rar; insofern kommt der nunmehr anstehenden Restaurierung und Sicherung eine besondere Bedeutung zu. Die dazu nötigen Maßnahmen werden von den Denkmalfreunden finanziert.

Das zweite Projekt, dem die Denkmalfreunde in diesem Jahr ihre Zuwendung schenken, betrifft das Mausoleum im südsteirischen Ehrenhausen. Das außergewöhnliche Gebäude, zu dessen Erscheinungsbild weit und breit kein Vergleich zu finden ist, steht auf der Kante des Burgbergs dominierend hoch über dem Ort. Als Grabdenkmal Ruprechts von Eggenberg (1546/7–1611) angelegt, begann seine Errichtung im Jahr 1609.



Einer der Krieger am Mausoleum in Ehrenhausen © BDA, Foto: Michael Oberer



Das Mausoleum in Ehrenhausen © BDA, Foto: Michael Oberer

In diesem Jahr nämlich legte Ruprecht in seinem Testament fest, dass er in seiner „angefangenen“ Kapelle auf dem Schlossberg begraben werden wolle, und beauftragte seinen Erben, diese „dem formierten Modell, und meines Baumeisters Johann Walders Angaben gemäß, inner Jahresfrist“ nach seinem Tod zu vollenden. Möglicherweise hatte der erzherzogliche Hofbaumeister Giovanni Pietro de Pomis, der Erbauer des 1615

Initiative.DENKmal.KULTUR

Denkmalschutz ist Klimaschutz

Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka und die Initiative.DENKmal.KULTUR luden am 28. September 2020 zu einer Diskussionsveranstaltung.

Historische Bauten zeichnen sich durch ihre Nachhaltigkeit aus. Denkmalschutz und Klimaschutz haben demnach ein gemeinsames Ziel: Beide wollen historische Objekte für die Zukunft erhalten. Im Fokus steht dabei neben der energetischen Sanierung auch die Entwicklung von Nutzungskonzepten. Denn mit Erhalt und Nutzung historischer Bauten wird nicht nur ein wesentlicher Beitrag zur Förderung des Handwerks sowie mittelständischer Betriebe – insbesondere im strukturschwachen ländlichen Raum – geleistet, sondern werden auch neue Flächenversiegelungen vermieden. Eine der größten Baustellen im Zusammenhang mit einem denkmalgeschützten Objekt ist hierzulande aktuell mit dem Parlament gegeben. Wie Nationalratspräsident Wolfgang Sobotka bei der Diskussionsveranstaltung „Nachhaltige Baukultur: Denkmalschutz ist Klimaschutz“ betonte, gehe es nicht „um den ‚Stand der Technik‘, sondern um die ‚Regeln der Technik‘. Normen werden nämlich für Häuser geschaffen, die wir jetzt für die Zukunft bauen; sie werden aber auch für Häuser angewendet, die vor 100 Jahren oder mehr errichtet wurden.“

Podium „Nachhaltige Baukultur“ (v. r. n. l.): Wolfgang Sobotka, András Pálffy, Martin Böhm, Reinhold Sahl, Lukas Hammer, Astrid Huber © Parlamentsdirektion, Foto: Thomas Topf

begonnenen Mausoleums für Kaiser Ferdinand II. in Graz, bei der Planung seine Hände im Spiel. Der Bau blieb indes nach wenigen Jahren unfertig stehen und wurde erst um 1680 vollendet, wohl als Akt der Pietät gemäß dem alten Plan. Die reichen Stuckaturen im Inneren entsprechen dem Stil dieser späten Bauphase. Ob der junge Johann Bernhard Fischer von Erlach etwas damit zu tun hatte, wie zuweilen vermutet wurde, ist nicht geklärt. Die beiden kolossalen Krieger rechts und links erinnern an Ruprechts erfolgreiche Karriere als Militärbefehlshaber im Dienste der spanischen und österreichischen Habsburger. Sie bilden eine planerische Zutat des späten 17. Jahrhunderts und stammen vom Bildhauer Andreas Marx.

Um die Restaurierung einer der beiden Monumentalfiguren geht es auch beim aktuellen Projekt, das ebenfalls durch eine Zuwendung der Denkmalfreunde finanziert wird.

Dr. Gerbert Frodl ist Kunsthistoriker und Vorstandsmitglied in der Österreichischen Gesellschaft der Denkmalfreunde.

Martin Böhm, Sprecher der Initiative.DENKmal.KULTUR, verlieh wiederum seiner Freude Ausdruck, dass sich Präsident Sobotka dieses wichtigen Zukunftsthemas annimmt: „Die Unterstützung der Politik ist sowohl im Sinne des Klimaschutzes als auch zur Erhaltung des historischen Erbes unabdingbar. Historische Gebäude sind auch unsere Identität, und daher brauchen wir Rahmenbedingungen seitens der Politik, damit dieser historische Schatz erhalten bleibt und dennoch eine zukunftsadäquate Nutzung zulässt.“ Burghauptmann Reinhold Sahl ging in seinem Impulsvortrag auf die Frage „Historische Objekte – Energiefresser oder das Gegenteil?“ ein. Auch bei der anschließenden Podiumsdiskussion war man sich über den klimarelevanten Beitrag der historischen Bausubstanz Österreichs einig: Denn historische Bauten sind per se ökologisch, da sie die in Normen vorgegebene Nutzungsdauer bei Weitem überschreiten. Konsens bestand weiters darüber, dass nur genutzte und belebte Objekte einen wesentlichen volkswirtschaftlichen Nutzen darstellen und auch im Sinne des Klimaschutzes erhalten bleiben sollen.

Weitere Informationen zur Veranstaltung sowie das Positionspapier der Initiative.DENKmal.KULTUR finden sich unter: <https://ifbnoe.at/aktuelles>



Vorschau



Münzfund von Unterweissenbach © OÖ Landes-Kultur GmbH



Welterbe Großglockner-Hochalpenstraße © Albin Niederstrasser

Impressum

Denkmal heute, Magazin für Denkmalpflege in Österreich, Ausgabe 2/2020
Herausgeberin: Österreichische Gesellschaft der Denkmalfreunde,
ZVR 782038063,
Schwarzenbergplatz 4, 1031 Wien
Chefredaktion: Annette Ahrens, BA
Redaktion: Mag. Christiane Beisl, redaktion@bda.gv.at,
Dr. Alexandra Arnim, Christa M. Pinz
Fotoredaktion: Gabriele Roithner
Grafik: Studio Corsaro, Miriam Hiltz, studio@corsaro.at
Lektorat: scriptophil. die textagentur, office@scriptophil.at
Illustration: Lisa Scherzer, mail@liaillustrat.at
Druck: Brüder Glöckler, Staudiglasse 3, 2752 Wöllersdorf, office@gloeckler.co.at
Anzeigen: Agentur Wall, Dr. Johanna Wall, office@agenturwall.com,
Tel.: +43 650 788 27 03

Druckfehler und Irrtümer sowie kurzfristige Änderungen vorbehalten.
Alle Angaben ohne Gewähr. Gerichtsstand ist für beide Teile Wien.
Es gilt österreichisches Recht.

Personenbezogene Ausdrücke in diesem Magazin umfassen jedes
Geschlecht gleichermaßen.

Werden Sie Denkmal freund

Beitritt als ordentliches Mitglied

Ich interessiere mich für die Tätigkeit der Österreichischen
Gesellschaft der Denkmalfreunde und würde gerne als
ordentliches Mitglied beitreten.

Mitgliedsbeitrag 50 Euro

Förderer 400 Euro

Firmenmitgliedschaft 800 Euro

Abonnementbestellung

Ich abonniere Denkmal heute zum Preis von 15 Euro p.A.

Vorname _____ Nachname _____

Adresse _____

Telefon _____ E-Mail _____

Datum _____ Unterschrift _____

Der Schutz Ihrer persönlichen Daten ist uns ein besonderes Anliegen. Wir verarbeiten Ihre Daten
daher ausschließlich auf Grundlage der gesetzlichen Bestimmungen (DSGVO, TKG 2003).

Bitte ausgefüllt senden an

Österreichische Gesellschaft
der Denkmalfreunde
Schwarzenbergplatz 4
1031 Wien

Kontakt

Generalsekretärin Christa M. Pinz
Tel.: +43 676 604 98 28
generalsekretariat@denkmalfreunde.com

Weitere Informationen finden Sie
auf der Website

denkmalfreunde.com

**DENKMAL
FREUNDE**

Denkmalpflege in Niederösterreich



Die Broschüre *Denkmalpflege in Niederösterreich*
ist die Publikation zu Themen des baukulturellen
Erbes in Niederösterreich.

Seit über 30 Jahren werden verschiedene Aspekte
der Denkmalpflege behandelt, angefangen von
Werkstoffen wie Holz und Beton oder Papier und
Textilien über Themenhefte zu Museumsdörfern,
Kulturlandschaften oder Theater und Kinos bis
hin zu regionalen und lokalen Betrachtungen
wie Carnuntum und Limes, Maria Taferl oder
Stift Göttweig.

Auch gesellschaftlich aktuelle Fragen werden
diskutiert, etwa zur Nachhaltigkeit oder zum
Wert alter Gebäude. In jeder Ausgabe wird ein
„Blick über die Grenzen“ geworfen und auf aktuelle
Sanierungsprojekte in ganz Niederösterreich
hingewiesen.

Der zuletzt erschienene Band 62 widmete sich dem
20-Jahr-Jubiläum der Ernennung der Wachau zum
UNESCO-Welterbe. Neben einem Blick zurück auf
die Entwicklungen seit dieser Auszeichnung im Jahr
2000 wurden auch die Herausforderungen am Weg
in die nächsten Jahrzehnte dargestellt und mögliche
Lösungsansätze skizziert.

Die Broschüre *Denkmalpflege in Nieder-
österreich* erscheint zweimal im Jahr, wird von
der Abteilung Kunst und Kultur des Landes
Niederösterreich herausgegeben und ist gratis
per E-Mail an noe-denkmalfreunde@noel.gv.at
oder unter kultur.noe.at Rubrik „Kulturerbe“
zu beziehen.

COME AND SEE

700 Auktionen
100 Experten **40** Sparten
mehr als **300** Jahre Erfahrung

www.dorotheum.com